Kurz

<36633665110012

Streifzüge

in

Literatur und Geschichte.

Von

Hermann Kurz.

Erstes Bändchen.

München.

Carl Merhoff's Verlag.

1868.

Zu Shakspeare's
Leben und Schaffen.

Altes und Neues

von

Hermann Kurz.

Erstes Bändchen.

München.
Carl Merhoff's Verlag.
1868.

Inhalt.

„Kurzer Lebensbegriff des Willhelm Shakspeare" — dieser Titel, welchen Eschenburg über den Eingang des ersten Bandes seiner Uebersetzung schrieb, könnte noch immer füglich auch der ausgesponnensten Biographie unseres Dichters beigelegt werden; denn kurz ja ist der wirkliche Lebensinhalt, den eine wie die andere in sich begreifen kann. Ein verschütteter Koloß liegt dieses Lebensbild vor uns: fast nur Kopf, Brust und rechte Hand sichtbar, freilich des Körpers Edelstes; der Rest bis auf ein paar zerstreute Trümmer noch begraben oder ganz verloren; und zum Ueberflusse hat die Fälschungsindustrie, welche sich so gerne bei Heiligthümern jeder Art einnistet, unechte Glieder oder Gewandbrocken zu Markte gebracht, die von einer fortgeschritteneren Untersuchung wieder weggeworfen werden mußten.

Und dennoch hielt die Forschung mit Recht stets den Glauben fest, daß die Zeit noch Manches an das Licht fördern werde, was theils bisherige Vermuthungen zu bestätigen, theils neue und unerwartete Aufschlüsse herbeizuführen geeignet sei. Sind ja doch selbst die vorhandenen Materialien, ja des Dichters eigene Werke, noch nicht nach allen Seiten so erschöpfend durchforscht, daß nicht irgendwo aus einer Nachricht oder Andeutung eine noch ungehobene Stufe mehr oder weniger dankbaren Metalls hervorblinkte, daß nicht z. B. dem Epilog des zweiten Theils von Hein-

rich IV. ein vielen Streit beendigender Beitrag zur Geschichte Falstaff's abzufragen wäre. Aber auch die Auffindung noch ungekannter Acten mit neuen Vorgängen, Verhältnissen und Beziehungen lag und liegt nicht außerhalb des Reichs der Möglichkeit; und so hat es sich denn in der That gefügt, daß ein zuvor nicht vollständig aufgedeckter Schnitzel deutscher Provinzialgeschichte unmittelbar in einen beträchtlichen Abschnitt der Shakspearologie hinüber leitet; ein günstiges Vorzeichen, wie wir hoffen wollen, für weitere und größere Entdeckungen in der Heimath des Dichters selbst.

Die nachfolgende Ausführung unternimmt es zunächst, einem urkundenmäßigen Befunde mömpelgartisch-wirtenbergischer Begebenheiten das volle Verständniß einer bis jetzt räthselhaft gebliebenen Shakspeare'schen Episode abzugewinnen. Im Zusammenhang hiemit ergibt sich die Erklärung einer andern Stelle, die noch zur Stunde des Lesers rathbedürftige Neugier auf die Folter spannt. Im gleichen Verlaufe endlich gelangen wir zu dem Ergebniß, für einige der gefeiertsten Dramen des großen Britten einen genau datirten Geburtsschein beibringen und ihre ersten Schicksale einigermaßen enthüllen, theilweise wenigstens sicherer, als bis daher geschehen ist, feststellen zu können. Dies der Inhalt dieses ersten Theils.

Die Geschichtserzählung, mit welcher wir beginnen müssen, hat, obschon „All is true“ im strengsten Sinn des Wortes, dennoch eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Roman. Nicht nur daß sie eine Reihe Begebnisse enthält, worin Nahes und Fernes, Kleines und Großes, Menschenloos und Menschenlaune sich merkwürdig verketten, sondern sie kommt noch überdies mit einem der beliebtesten Kunstgriffe der historisch-poetischen Erzählung darin überein, daß sie von einem

entfernten Punkte ausgeht, um allmählich auf scheinbaren Umwegen sich dem Pol zu nähern, nach welchem sie von Anfang an gerichtet ist. Den Inhalt aber verdankt sie rein ihrem Gegenstande, und auch die Form ist keineswegs der Kunst abgelauscht, sondern durch den Stoff selbst unabweislich geboten. In unsern Acten gehen zwei sich völlig fremde Welten, deren Rangverhältnisse der Lauf der Jahrhunderte umgekehrt hat, durch einen humoristischen Zufallsfaden verknüpft neben einander her, eine Strecke weit zusammentreffend und wechselsweise eine die andere beleuchtend: um also diesen Berührungspunkt zu verstehen, müssen wir zuerst den einen der beiden vorgesteckten Wege einschlagen und so lange ausschließlich verfolgen, bis er sich mit dem andern kreuzt.

Es ist der schmale Pfad, von welchem gesagt ist, daß er zum erwünschten Ziele führe. Freilich muß er erst noch gebahnt werden, indem die Darstellung sich genöthigt sieht, den Kern des geschichtlichen Thatbestandes meist kritisch aus dem Urkundenmaterial heraus zu schälen. Auch dieses Verfahren ist, wie die Acten zeigen werden, durch die Natur des Stoffes bedingt. Es soll jedoch dem Leser hoffentlich wenig Mühe machen, und dürfte sich schließlich durch die Wahrnehmung belohnen, wie auch hier wieder einmal getreue Hingebung an das Kleine ein Mittel wird, im Großen weiter zu kommen.

Die Quellen unserer Eingangserzählung sind:

1. Die bekannte Badenfahrt, d. h. die unter diesem Titel 1602 in Tübingen erschienene Beschreibung der 1592 unternommenen englischen Reise des Grafen Friedrich von Wirtenberg-Mömpelgart, verfaßt von seinem Kammersecretarius (geh. Cabinetssecretär) und Reisebegleiter Jacob Rathgeb. Das Buch ist bibliographisch so oft und viel beschrieben,

daß man den Raum für den langen Titel hier sparen kann. Bei diesem hatte ohne Zweifel der Drucker und Herausgeber, Professor Erhard Cellius, die Hand im Spiel, der in einem Titelvers den Namen der Schrift aus einem den Reisenden zugestoßenen gefährlichen Sturm erklären will, worin sie „auf dem Meer gebadet" worden seien. Der Verfasser macht den ungesalzenen Einfall im Vorwort gut, wo er den Gegenstand seiner Beschreibung einer Badereise (Badenfahrt nach damaligem Sprachgebrauche) vergleicht, auf welcher man fremde Personen und Merkwürdigkeiten mancher Art kennen lerne. — Daß Exemplare der Badenfahrt bald nach ihrem Erscheinen in England waren, darf man versichert sein: die Schrift war nämlich, wie sich ihres Orts ergeben wird, bestimmt, daselbst eine gewisse Wirkung hervorzubringen. Aus diesem Umstande kann es abgeleitet werden, daß sie in ihrer Eigenschaft als Commentar zu Shakspeare erstmals von einem Engländer zur Sprache gebracht worden ist. Der verdiente Veteran der Shakspeare-Erklärung, Mr. Charles Knight, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren den Schlüssel zu einem Shakspeare'schen Räthsel in dieser Schrift gesucht, ohne jedoch — in Ermanglung anderer erst jetzt zu Gebote stehender Quellen — das Räthsel befriedigend zu lösen, indem er nur den Namen, nicht die Sache rieth. Die Badenfahrt ist übrigens in einem Deutsch geschrieben, das ein Engländer schwerlich ohne deutsche Beihülfe entziffern konnte, daher auch die Entdeckung dieses Commentars, die ja ohne näheres Verständniß der Sprache kaum möglich war, eher von einem Deutschen, und zwar schwäbischen Stammes, herzurühren scheint, der die Bekanntschaft mit dem Schriftchen wohl nicht erst in London, sondern schon auf einer der Bibliotheken von Stuttgart oder

Tübingen gemacht hatte. Behalten wir daher diesem unbekannten Landsmann sein muthmaßliches Recht auf dessen erste Herbeiziehung vor.

2. Der Gesandtschaftsbericht des 1595 von Herzog Friedrich von Wirtenberg an Königin Elisabeth von England abgefertigten Hans Jacob Breuning von Buchenbach, unlängst vom Literarischen Verein (LXXXI.) veröffentlicht.

3. Ein Schreiben des Herzogs an Lord Burghley vom 14. Juli 1595, im British Museum; das Concept im K. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart.

4. Wirtenbergische Urkunden in „England as seen by foreigners in the days of Elizabeth and James I., comprising translations of the journals of the two dukes of Wirtemberg in 1592 and 1610; both illustrative of Shakpeare. By William Brenchley Rye. London 1865." Diesem Berichterstatter standen die erste und dritte Quelle zu Gebot, nicht aber die zweite, daher auch ihm der fragliche Sachverhalt im Hauptpunkte unverständlich blieb.

5. Quellenmäßige Angaben bei Sattler (Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzogen), der auch hin und wieder als Hülfsmittel benützt worden ist.

6. Desgleichen in den „Éphémérides du comté de Montbéliard par M. Duvernoy, Besançon 1832", einem in Wirtenberg wenig bekannten Geschichtskalender, der manche dankenswerthe Züge wirtenbergisch-mömpelgartischer Geschichte enthält.

7. Endlich, last not least, Shakspeare. Diesmal ist er nicht bloß Ursache, daß andere Leute commentiren, diesmal commentirt er selbst, was ohne ihn in alten Berichten und Geschichten dunkel oder lückenhaft geblieben wäre.

Es ist ein seltener Humor des Zufalls, der den alten trockenen Sattler zum entfernten Shakspeare-Commentator stempelt und zugleich den Schwan vom Avon unmittelbar in die Reihe wirtenbergischer Geschichtsquellen eintreten läßt.

Die genannten Quellen sollen wiederholt jeweils an der Stelle, wo eine zur Sprache kommt, namhaft gemacht und eben so weiterhin sonstige Quellen und Hülfsmittel angegeben werden.

Und so treten wir denn, „mit bedächtiger Schnelle", den Weg von Mömpelgart nach Windsor an.

1.

Von Mömpelgart nach Windsor.

Herzog Friedrich I. von Wirtenberg war der Neffe des aus Roman und Geschichte bekannten Herzogs Ulrich, obgleich seine Zeit durch mehr als ein Menschenalter von seines Oheims Zeit geschieden ist; denn wie dieser als werdender Jüngling am Eingang, so steht Friedrich als fertiger Mann, sieben Jahre älter denn Shakspeare, welchem er unter die Feder zu kommen ersehen war, am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Erst nach Ulrich's Tode wurde dessen Bruder Graf Georg von Mömpelgart durch Herzog Christoph zur Gründung einer Familie bewogen, so daß sein einziger überlebender Mannssprosse nicht bloß des Oheims, den er nie geschaut hatte, sondern auch des Oheimssohnes und des Oheimsenkels Neffe oder jüngerer Vetter blieb. Bald nach der Geburt verwaist, wurde der kleine Graf Friedrich an den Hof seines in der Neige der Tage stehenden Geschwisterkindes Christoph gebracht, wo er eine der Sitte der Zeit gemäß streng geregelte Auferziehung genoß und jeden Abend im fürstlichen Familiengemach erscheinen mußte, um dem Herzog, der Herzogin, dem Erbherzog Ludwig und den Prinzessinnen in wohlgesetzten Worten gute Nacht zu sagen.*) Christoph hinterließ

*) Duvernoy Éphémérides etc. p. 298.

ihn als Mündel der Regentschaft seines gleichfalls minderjährigen Sohnes, der sodann nach Antritt der Regierung selbst noch einige Jahre lang sein Vormund war. Gewiß nicht gewöhnliche Altersverhältnisse. Doch ist es als noch merkwürdiger verzeichnet, daß Friedrich in der Lebensdauer mit seinem Vater Georg zusammen, obgleich beide nicht alt wurden, drei Jahrhunderte berührt. In ihm aber gährte der Geist einer neuen Zeit, der die Altväterlichkeit des Vaters und der wirtenbergischen Vettern weit überflog, ein Geist jedoch, der bei seinem Geschichtschreiber Sattler, unserem so loyalen und obendrein durch Herzog Karl's Censur so vielgeprüften Land- und Haushistoriker, blutwenig Gnade findet.*)

Volljährig geworden erbte er von seinem Vater die einst durch Heirath an Wirtenberg gekommene Grafschaft Mömpelgart, die er so staatsstreichsgewaltig**) regierte, daß in

*) Sattler Herz. I, 23. V, 146. 153. 162. 176. 194. 230. 269. Er läßt seine Neigung zu den Wissenschaften gelten, tadelt mit Recht nur mäßig den Hang zur Alchymie, welchen Friedrich mit den meisten Fürsten seiner Zeit gemein hatte, rügt aber desto stärker seine Nichtachtung beschworner Landesverträge, seine Verschwendung, seine Eitelkeit (im Text und im Register), seine Neuerungsliebe, seine Ausländerei. Von seinen Unternehmungen sagt er S. 154, er habe selten die rechten Mittel dabei ergriffen, und über seine Ehrsucht bemerkt er S. 146, er habe einen Ruhm in Dingen gesucht, die ihm die wahre Ehre nicht gewähren konnten. In der erstgenannten Stelle I, 23 aber gibt er ihm geradezu das Zeugniß, daß er nicht in die Fußstapfen seines Vaters und Vormünders, sondern in die seines Vetters Eberhard (des jüngeren) getreten sei. Von Sattler's Standpunkt ist dies das Härteste, was er sagen konnte: es ist ein ausgemachtes Verdammungsurtheil, und dieses beeilt er sich gleich auf den ersten Blättern seiner Herzogsgeschichte auszusprechen.

**) Duvernoy p. 164—65. 469.

gewissem Sinne auf ihn gepaßt hätte, was von einem seiner Epigonen gesagt worden ist, er sei darauf angelegt, größere Staaten zu beherrschen als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut habe. An Muth fehlte es ihm nicht, wie er denn einst auf der Jagd bei Blamont, nur von einer einzigen Dogge begleitet, eine ungeheure Bärin bestand und mit seiner Schweinsfeder erlegte. In Wirtenberg jedoch sah man mit Herzklopfen dem Augenblick entgegen, der ihn zum Nachfolger des kinderlosen Vetters machen sollte, und Herzog Ludwig selbst befliß sich im Verein mit seinen Räthen Verfassungsschanzen aufzuführen, die nach seinem Tode die Landesfreiheit schützen sollten, in der Folge jedoch nicht völlig Stand gehalten haben; nur daß auch ihre Verletzung dem Kronjuristen des Gewaltherrschers den Kopf gekostet hat.

Hochfliegend, wie er war, erhob sich Graf Friedrich von Mömpelgart am 10. Juli 1592, trotz der damals in London herrschenden Pest, mit einem Gefolge von fünfzehn Personen nach England, um der Königin Elisabeth seinen Besuch zu machen und ihr einen Wunsch ans Herz zu legen, der in unserer offiziellen Quelle, der Badenfahrt, vorderhand ein Geheimniß bleibt. Das Haus, welchem der Graf angehörte, war ihr nicht fremd. Hatte doch Herzog Christoph vor achtundzwanzig Jahren, in protestantischem, deutschem und wirtenbergischem Interesse, seinen Rath Asverus Allinga zu ihr gesandt, um sie zur Heirath mit Kaiser Ferdinand's Sohne Erzherzog Carl zu überreden, und die jungfräuliche Königin hatte diesen Versuch, sie unter die Haube zu bringen, sehr wohl aufgenommen, obgleich nichts aus der Sache wurde. Mit Herzog Ludwig war sie gleichfalls hin und wieder in Verkehr gestanden. So fand denn auch Graf

Friedrich zu Reading, wo sie gerade ihr Hoflager hatte, eine freundliche Aufnahme. Die Badenfahrt sagt ahnungsvoll den Namen radbrechend: kaum angekommen, sei er von einem der vornehmsten Herren in Engelland in seinem Losament besucht und von königlicher Majestät wegen empfangen worden, vom Grafen von „Exces".

Den nächsten Tag — wir halten uns für jetzt ganz an die eben genannte Quelle — wurde er nebst dem französischen Gesandten Mr. de Beauvoir*), der ihm gefälligst an die Hand ging, nach Hof geführt. Sie treffen die königliche Majestät in einem „zwar ziemlich schlechten Saal", jedoch von vornehmem Gefolge umgeben, und sie „spracht" mit dem Grafen „ganz freundlich und gnädig" eine gute Zeit lang von allerhand Sachen, daß Männiglich im Gemach es verstehen kann. Am folgenden Tag, Freitag, 18. August, hat er die Hauptaudienz, und trägt sein „gebürendes Anbringen" in eigener Person französisch vor. Beauvoir, der abermals zugegen, bringt ihre Majestät mit kurzweiligem Gespräche so weit, „daß sie eins auf ihrem Instrument, dessen Saiten von Gold und Silber, sehr lieblich und kunstreich geschlagen". „Denn", setzt der galante Kammersecretarius hinzu, „ungeacht J. M. damalen auf die 67 Jahre alt**), ist sie doch nach Gelegenheit ihrer Person noch solchen Ansehens gewesen, daß sie einem Jungfräulein von sechszehn Jahren nicht viel nachgegeben" ꝛc.

Nach „langem Gespräch" nimmt der Graf unterthänig

*) Beauvoir la Nocle. Die Badenfahrt nennt ihn beständig Beauvais (Beauvois).

**) Elisabeth stand damals im 59. und bei Veröffentlichung der Badenfahrt im 69. Jahre.

Urlaub und verfügt sich wieder in sein Losament, „darinnen auf den Abend obgemeltem Grafen von Essex, dem französischen Ambassator, und andern ansehenlichen vornemmen Englischen Herrn ein stattlich Pancket und Gasterei gehalten". Nach deutscher Sitte legte er bei dieser Gelegenheit sein Stammbuch auf, und ersuchte seine Gäste, ihm darin ihr Andenken zu hinterlassen. Essex schrieb sich ein: „Basis virtutum constantia. Essex. — Ce mot qu'accompaigne mes armoiries advouera tousiours la constance de ma profession a aimer et honorer la vertu du comte de Montbeliard. — En Angleterre a Redin, le 18 d'aout 1592."*) Freilich standen schöne Redeblumen damals unter der höfischen Sonne im üppigsten Flor.

Am Samstag tritt der Graf den Rückweg gen London über Windsor an. Die Königin gibt ihm einen „alten vornehmen englischen Herrn" zum Geleite, der ihn in den Thiergärten zwischen Reading und Windsor (sechzig an der Zahl) jagen läßt und ihm hier die Burg nebst der Kapelle zeigt, wo die Insignien der Ritter des königlichen Ordens, „la Chartiere" genannt, hängen. „Ist ein in England hochgehaltener Orden, den nicht Männiglich bekommen kann." Auch die im Vorhofe wohnenden armen Ritter, welchen ein neu aufgenommenes Mitglied etwas zu verehren „gleichsam als schuldig ist", bekommt er zu sehen, und zieht einige davon zur Tafel. Ueber Hamptoncourt, das gleichfalls besichtigt wird, geht die Reise nach London zurück.

---

*) Duvernoy p. 369. Charakteristisch, wie diese Stammbuchblätter sind, mögen noch ein paar andere folgen. „Dum spiro spero. E. Staffort." „Comme je trouve, Robert Carey." „Volons nos que Dieu nous adoucisse nos maux, recourons a lui et cessons a mal faire. Henry Norres."

„Weil dann ihr fürstliche Gnaden noch länger auf k. Majestät Declaration und Bescheid warten müssen“, so wird die Muße zu einem Besuche der Universitäten Oxford und Cambridge benützt, wovon die erste als Ochsenfurt, die andere ganz irrigerweise als Candelburg (Canterbury) figurirt. Nach London zurückgekommen, erhält der Graf zum Abschied von Essex ein „hübsches“ Pferd verehrt, und „nach erlangter Abfertigung und erfordertem Paßbrief haben sich ihre fürstliche Gnaden im Namen Gottes wieder nacher Heimwerth begeben.“ In dem von C. Howard (damals noch Lord Effingham) unterzeichneten Paßport, worin der Großadmiral die Behörden anweist, dem Grafen unentgeltlich Pferde und Schiffsgelegenheit zu verschaffen, wird derselbe einfach „This nobleman Counte Mombeliard“ genannt.

Was nun aber eigentlich die Werbung des Grafen gewesen und wie die „Abfertigung“ auf sein „gebürendes Anbringen“ gelautet, das verräth die Badenfahrt mit keiner Silbe, obgleich sie das Anliegen selbst an einer Stelle ein wenig durchschimmern läßt. Dagegen streut sie allerhand Züge ein, die zum Theil vom damaligen England eine lebhafte Anschauung geben und darum hier nicht übergangen werden dürfen.

Bei ihrer Ankunft gewahrten die Reisenden am Strande von Dover die Trümmer der Armada und auf der Londoner Brücke vierunddreißig Köpfe „vornemmer Herrn, die umb angestifften Aufruhr und andrer Ursachen willen gericht worden.“ Auf der Themse sahen sie viele Schwäne, die so zahm waren, daß man sie schier anrühren konnte, wenn man sich nämlich einer Leibesstrafe aussetzen wollte; denn die Königin ließ sie alle Jahre rupfen, um sich der Federn für die Hofhaltung zu bedienen. Der französische

Wein an Beauvoirs Tafel „ist ihren fürstlichen Gnaden nicht wol bekommen noch denselben leiden mögen“ (ein wahres Curiosum, da er ihn doch von Mömpelgart her kennen mußte), „aber das Bier, so herrlich, als in der Farb eines alten Elsesser Weins, wol zugeschlagen“. Unter den genossenen Lustbarkeiten gedenkt die Beschreibung auch einer Bären- und einer Stierhetze. Vom Theater sagt sie nichts. Bei der Abfahrt besuchten unsere Reisende noch das große Schiff, „auf welchem der berümbte Capitani Drack der gemeinen Sage nach die ganze Welt umbfahren haben soll.“

Was ihnen jedoch am meisten auffiel, war die für Festländer jener Zeit ganz ungewohnte offene Lage der Städte. Nur London fanden sie „beschlossen“ *); aber sonst überall, sagt die Badenfahrt, habe man, was fest und stark gewesen, vor dieser Zeit (d. h. wohl in den Rosenkriegen) geschleift und zerrissen, damit die Unterthanen, die von Natur zu Aufruhr geneigt, nicht Ursache hätten, sich wider die Obrigkeit aufzulehnen. Eine Meinung, die ein halb Jahrhundert nachher gründlich zu Schanden wurde. Elisabeth hielt übrigens ihre Engländer scharf unter dem Daumen, denn sie hatte in allen Häfen Vorkehrung getroffen, daß keiner ohne Paß das Königreich verlassen durfte.

Die andern Nationen, sagt die Badenfahrt, haben das Sprichwort, England sei das Paradies der Weiber, das

---

*) Samuel Kiechel von Ulm dagegen, der sieben Jahre vorher in England war, fand London noch „am wehnigsten nichts beföstigett noch beschlossen, dann einer so wol bey nacht als zu tag zeütt aus und in kommen mag.“ (Bibliothek des Literarischen Vereins. LXXXVI. Die Reisen des Samuel Kiechel herausg. von Dr. K. D. Haßler. S. 22.) Die Hauptstadt war also inzwischen wegen der stets drohenden spanischen Invasion befestigt worden.

Gefängniß der Männer und die Hölle der Pferde. Die letzteren nämlich, um mit ihnen anzufangen, werden auf dem sandigen Boden hart mitgenommen, zumal wo das königliche Hoflager ist, das von einem Lieblingsort zum andern wechselt und fast einem Kriegsheer ähnlich sieht, sofern, weil nicht Jedermann „Losament" haben kann, für den größten Theil des Gefolges Zelte aufgeschlagen werden. Wenn die Königin aufbricht, so folgen mit dem Gepäcke, da sie keine Wagen haben, über dreihundert „Kärche", nämlich große zweiräderige Karren, mit fünf, sechs starken Pferden bespannt. Der Weiber Paradies sagt man, weil diese große Freiheit haben, viel mehr als an andern Orten, wissen sich deren auch wohl zu gebrauchen, sind gleichsam Meister, gehen in Kleidern überaus prächtig, dergestalt, daß wohl eine auf der Gassen Samet, der bei ihnen gemein, tragen darf, die daheim vielleicht ihr trocken Brot nicht gehaben mag. Alle englischen Weiber tragen Hüte auf den Köpfen und gehen mit ausgeschnittenen Röcken auf die „alte teutsche Manier, wie dann ihr Ankunft [Abkunft] Sachsen seindt." *) Hexen werden viele gefunden, die oft durch

*) Kiechel schreibt über das englische Frauenzimmer: „Ittem es gübt ein holdsälig und von natur mechtig schön weibsbildt, als ich in meinen augen kaum gesehen, dann süe sich nicht kezern, anstreichen oder ferben, als wol in Ittalia oder andern ortten; allein das süe in der kleüdung was plomps gehn, kleüden sich von stattlichen guten lacken oder thuch, do dann manche 3 röckh von thuch ob ein ander soll anhaben. Ittem es sey ein frembder oder innwohner, wann er in eines burgers haus zu thuen hat oder zu gast gebeten würt, und er nun dohün kompt, der herr des haus, frau oder junckfrau ihne empfahet oder wüllkom heist sein, als dann ihr sprach müt sich bringt, hat er wol macht, süe an arm nemmen und zu küssen, wölches des landts gebrauch; und do es einer nicht

Ungewitter großen Schaden thun. Die Männer sind gleichfalls in Kleidern prächtig und zumal stolz und hochtrabend, und weil die meisten nicht außer Lands kommen, so halten sie wenig auf fremde Nationen, verlachen und verspotten dieselben, und darf sich einer nicht widersetzen, sonst laufen die Gadenknechte*) und dergleichen jung Gesind zusammen und schlagen ohne Ansehen der Person unbarmherzig drauf, weil sie die stärksten, muß also einer den Spott zum Schaden haben.

Der letzteren Andeutung will fast die Farbe leidiger Erfahrung angekränkelt scheinen. Schon bei der Ankunft in London waren die Reisenden nicht zum besten empfangen worden: sie hatten nämlich in der volkreichen Stadt, „wo einer schier auf den Gassen vor dem Gedräng nicht gehen kann", als „unerkannt" nirgends Herberge finden können und endlich in des niederländischen Postmeisters Haus, die deutsche Post genannt, einem sonst freilich vorzugsweise von Deutschen besuchten Gasthause, einkehren müssen. Das gibt zu vermuthen, daß in ihrer Erscheinung ein Etwas gelegen habe, womit sich der englische Nationalgeschmack nicht recht vertrug. Und wirklich haben diese unsere Mömpel-, Mompel- oder Mumpelgarter (denn so schrieb und sprach man

---

thut, würt es ihme für ein unverstandt und grobheüt geachtet und zuegemessen, wüe dann solcher gebrauch im Nüderlandt auch ist." (Kiechel S. 31.) — Johann Limberg's „Denkwürdige Reisebeschreibung" 2c. (Leipzig 1690) sagt S. 652 von England: „Das Frauenzimmer ist schön, lebt in großer Freiheit, und ist in den Wollüsten sehr vertieffet." Dann folgt das gleiche Sprichwort wie oben.

*) Ladenbursche. Vgl. Walter Scott „Nigels Schicksale", Cap. 1. Der Ausdruck ist nach Frisch (D.-lat. Wtb.) Straßburgisch, woher Rathgeb wahrscheinlich gebürtig war.

dazumal) nach fast vierwöchentlichem Aufenthalt in England, wovon sechs, drei und wieder fünf Tage auf London kommen, einen Eindruck hinterlassen, der die Sprache des wortwitzsüchtigsten Volkes der Welt mit einem Unnamen bereicherte, von welchem nachher an seinem Ort gehandelt werden soll.

Was hat nun aber — um den Acten hier einen Augenblick vorzugreifen — was hat Graf Friedrich Anno 1592 in England gewollt? Nichts Geringeres als den Orden, „den nicht Männiglich bekommen kann", Order of the Garter, oder de la Jarretière, auch Garterii oder Periscelidis ordo, zu deutsch Hosenbandorden genannt. Diese hochnationale Auszeichnung, für die ersten Großen des Reichs als Englands Paladine bestimmt, war zwar schon an Auswärtige vergeben worden, aber nur an Potentaten vom höchsten Rang, die eine besondere Classe von Ehrenmitgliedern bildeten und unter den sechsundzwanzig englischen Rittern (den König als Ordenshaupt eingeschlossen) nicht mitgezählt wurden. Und in diese Gesellschaft wollte der Graf von Mömpelgart eintreten, der sich kaum unangefochten den kleinsten deutschen Reichsfürsten zugesellen konnte, sofern die mömpelgartische Stimme am Reichstage bestritten war und obendrein, wenn anerkannt, von Wirtenberg geführt worden wäre. Zwar rechnete er mit Sicherheit darauf, seinem Vetter Ludwig in diesem Herzogthum zu succediren, allein die Aussicht konnte doch immer noch möglicherweise vereitelt werden und räumte ihm keine rechtliche Stellung ein, aus welcher er den Anspruch schöpfen konnte, sein gräfliches *)

*) Vgl. Sattler Herz. I, 143. V, 154.

Wappen neben den Insignien von Kaisern und Königen aufzuhängen *).

Der Inhalt des ertheilten Bescheides ist bei Sattler **) dahin angegeben, daß man dem Bittsteller bedeutet habe, die Zahl der Ordensritter sei dermalen complet und die Königin könne die Statuten nicht überschreiten, daher die Aufnahme auf ein andermal verschoben werden müsse. Dies war eine Ausrede, da die Ertheilung des Ordens an Fremde, wie schon gesagt, mit der Vollzähligkeit der englischen Mitglieder nichts zu thun hatte. Allein die Ausrede war sehr höflich, ja gefährlich höflich, sofern eine entschlossene Deutung ein bestimmtes Versprechen daraus herauslesen konnte; und wenn auch die Form, in welcher dem edeln Fremdling die Beförderungsmittel zu seiner Abreise geboten wurden, den Abdruck des Paßports in der Badenfahrt ein wenig auffällig erscheinen lassen dürfte, so war doch in der Sache selbst gewiß kein Mangel an Höflichkeit. Die Stammbuchblätter endlich, die er zurückbrachte, bildeten immerhin eine Reisefrucht, bei deren Beschauen diese Fahrt nicht im Lichte gänzlicher Vergeblichkeit erscheinen konnte.

Nach manchen zu Wasser und zu Lande muthig bestandenen Gefahren kam der Graf am 20. October in seine Residenzstadt Mömpelgart zurück, wo — nach der Versicherung des mömpelgartischen Geschichtschreibers — seine Räthe, die er ohne Benachrichtigung verlassen hatte, jetzt endlich erfuhren, an

*) Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesem leidenschaftlichen Verlangen bildet die zurückhaltende Behutsamkeit, womit Eberhard im Bart vom Kaiser Max den „guldenen Schäpper" (das Vließ) annahm. Sattler Grafen IV, 18. Beilagen 12. 13.

**) V, 160.

welchen Enden er ein Vierteljahr über gewesen war*). Im Sommer des folgenden Jahres starb Herzog Ludwig. Friedrich eilte nach Stuttgart und erzwang die unbedingte Huldigung. Auch mit seinen Ordensansprüchen trat er beispiellos eigenmächtig auf, indem er gleich nach seinem Regierungsantritt 1593 auf Medaillen, Gemälden u. dgl. sich mit dem französischen St. Michaels- und dem englischen Hosenbandorden abbilden ließ und seinen Titeln den Titel: „beeder königlichen Orden in Frankreich und Engelland „Ritter beifügte**). Beim Regierungsantritte ließ er es sich übrigens angelegen sein, dem Gerüchte, daß er aus Hinneigung zum Calvinismus nach England gereist sei, auf's Bestimmteste zu widersprechen. Diese Reise, erklärte er der Landschaft, habe er aus „andern, sonderbaren, hohen, auch wichtigen Ursachen" gemacht***).

Was nun den St. Michaelsorden betrifft, so ist der Anspruch leicht zu ergründen. Heinrich IV. kämpfte eben damals um seine Krone, und war noch weit davon entfernt, jedem Franzosen Sonntags ein Huhn in den Topf schaffen zu können. Er hatte nicht bloß von Herzog Ludwig 18,000 fl. unter dem Namen eines „Reuterdienstes", dann wieder 30,000 fl. nebst der Erlaubniß heimlicher Werbung im Herzogthum erhalten, sondern der Mömpelgarter Nachbar selbst hatte ihm, trotz der eigenen großen Schulden, nach und nach 263,256 Thaler vorgestreckt, und dieser Vorschub, der nur den Anfang weiterer Hülfeleistungen bildete, konnte dem ordenslustigen Grafen eine zureichende Handhabe sein, um neben

*) Duvernoy p. 258, 369.
**) Sattler V, 256. Vgl. Vorrede, Taf. III, Fig. 32.
***) Pfaff Geschichte Wirtenbergs II, 7.

dem realen Besitz einer Territorialpfandschaft auch den idealen Genuß eines Ordens — doppelt ideal, weil vorerst in Hoffnung — an sich zu bringen. Wir haben gesehen, daß in England der französische Gesandte seine hauptsächlichste Stütze war. Er hatte diesen, während derselbe sich von seiner Anwesenheit nichts träumen ließ, gleich nach der Ankunft mit seinem Besuch überrascht („überfallen" sagt der Kammersecretarius), und die dortige Ordenswerbung mag für den Franzosen, der nach keiner von beiden Seiten verstoßen durfte, eine nicht zu verachtende Schule in der kleinen Diplomatie gewesen sein. Vielleicht wäre in französischen Actenstücken noch etwas mehr hierüber zu erfragen*).

Den St. Michaelsorden erhielt Herzog Friedrich, nach-

---

*) Besonders wenn Aeußerungen des Unmuths vorliegen sollten, wie z. B. die von 1599, wo der gute König dem wirtenbergischen Gesandten Buwinghausen, ohne ihn vorzulassen, sagen ließ, „daß es für sehr unhöflich gehalten würde, die Krone Frankreich mit Schuldforderungen anzugehen". Sattler V, 225. Indessen liegen auch von wirtenbergischer Seite (in den von den „Württembergischen Jahrbüchern" hin und wieder veröffentlichten eigenhändigen Resolutionen Herzog Friedrich's) Aeußerungen des Unmuths vor. „Was Euren jetzigen französischen Dienst anlangt", schrieb der Herzog 1607 dem nach Paris reisenden Buwinghausen nach, „liegt zuerst das Meist daran, daß die Rechnung recht und just abgehört werde, dann [es] in Frankreich selzame Gesellen gibt." Noch aufbewahrenswerther ist eine andere Aeußerung vom gleichen Jahre. „Wir werden uns nicht weiters bringen lassen", schrieb Friedrich an den Rand eines Vorschlages von Buwinghausen, worin es sich darum handelte, den Stand der Unionsangelegenheiten nach Paris mitzutheilen: „Wir khennen mehr als zu vil die Franzosen; ist nicht rathsamb, einen Sterkhern über Reichsfürsten zu richten." Auf diese Einsicht hätte er sich mehr zu Gute thun dürfen, als auf alle Orden der Christenheit.

dem er ihn drei Jahre anwartschaftlich geführt hatte, 1596 in Wirklichkeit zugeschickt. Mit dem Hosenbandorden hatte er härtere Arbeit; doch erzwang er auch den zuletzt.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß er von den letzten zehn Jahren, welche Elisabeth noch zu leben hatte, kaum eines verstreichen ließ, ohne die Königin wegen dieser Angelegenheit zu bestürmen. Für die ersten paar Jahre zeugen zunächst die im British Museum und im Public Record Office aufbewahrten Schreiben, deren Inhalt Mr. Rye veröffentlicht hat*).

Unter dem 2. April 1593 erinnert Friedrich, zur Zeit noch Graf von Mömpelgart, die Königin mit Beziehung auf das bevorstehende Ordensfest an seine persönlich vorgetragene Bitte und die wohlgeneigte Antwort, die sie ihm ertheilt habe, worauf er den Ueberbringer des Schreibens, einen Edelmann und guten Soldaten, als Dolmetscher seiner Wünsche empfiehlt. Elisabeth antwortet unter dem 31. Mai, äußert ihre Freude über seine glückliche Heimfahrt bei schwerem Sturm, berührt aber das Ordensgesuch mit keiner Silbe. Am 17. August des gleichen Jahres zeigt er ihr durch einen besondern Gesandten seine Thronbesteigung an, wozu sie ihm am 20. September Glück wünscht. Die Ordensangelegenheit scheint er hier aus dem Spiel gelassen zu haben, aber seine Unterschrift lautet: „Vostre Majeste treshumble et affectionne Chevallier et Serviteur, Friedrich Duc de

*) W. B. Rye England as seen by foreigners in the days of Elisabeth and James I. Introduction p. LXI—LXIII. Dieses schätzbare Werk füllt einige Lücken in unsern Materialien sehr glücklich aus.

Wirtenberg". Am 10. Februar 1594 gratulirt er ihr zum neuen Jahr (das in England damals bekanntlich mit dem 26. März angetreten wurde), und bemerkt, er sei immer noch „attendant d'icelle une par moy tant desire responnse." Die gleiche Erinnerung muß er am 1. März wiederholt haben, denn auf ein Schreiben dieses Datums gibt die Königin am 17. Mai endlich eine lange französische Antwort, deren kurzer Sinn der ist, daß man zu der ersten Ausrede eine zweite gefunden hatte, nämlich, es seien verschiedene Potentaten, welche Anspruch auf den Orden haben, noch nicht aufgenommen, andere seit Jahren aufgenommen, aber noch nicht investirt, und hierin liege vorderhand ein unübersteigliches Hinderniß. Diese Antwort, die übrigens mit den schmeichelhaftesten Versicherungen überzuckert ist, will die Königin schon bei seinem Hiersein dem französischen Gesandten gegeben haben.

Wir sehen somit gleich im ersten Jahre, 1593, zwei Ambassaden kleinerer und größerer Art nach England gehen, von welchen die eine dem Orden, die andere dem Thronwechsel, diese aber sicherlich, nach Gelegenheit der persönlichen Audienz, zugleich auch wieder nebenher dem Orden gilt. Daß im nächsten Jahre ein dritter Abgesandter, abermals in Sachen des Ordens, vor Elisabeth erschien, wird weiterhin erhellen. Größere Gesandtschaften erfolgten 1595 und 1597. Von den ausführlichen Berichten, welche diese Gesandten nach ihrer Zurückkunft über alle ihre Verrichtungen und Begegnisse abfassen mußten, ist nur ein einziger veröffentlicht. Es ist die „Relation" Hans Jakob Breuning's von Buchenbach, der im Jahre 1595 als vierter Abgesandter, in der Ordenssache als dritter, mit einem gewissen Pompe, worin er seine Vorgänger übertroffen zu haben scheint, in

England auftrat*). Dieser eine Bericht genügt indessen, theils das Verhältniß Friedrich's zu Elisabeth (in Uebereinstimmung mit den englischen Notizen) außer Zweifel zu setzen, theils den bis jetzt dunklen Angriffspunkt, der sich in Folge der mömpelgartisch-wirtenbergischen Anläufe für Shakspeare's komische Muse bot, mit Hülfe ergänzender und berichtigender Materialien vollkommen aufzuklären.

Von Kirchheim „vnder Tekh", wo sich der Herzog wegen der Pest aufhielt, zog Breuning Anfangs März des genannten Jahres, mit Instruction, Creditiv („Credentz"), auch nothdürftigem Reisegeld versehen, in langsamen Tagereisen durch das Land gen Speier hinab. Dort nahm er sich zum Attaché („Mitgesellen") den Edeln Vesten Benjamin Buwinghausen von Walmerode, der mit dieser Gesandtschaftsreise seine spätere Laufbahn am wirtenbergischen Hofe begründete. Gesandtschaften reisten damals nicht so leicht und sicher wie in unsern Tagen. Unsere Wirtenberger hatten sich in geringe Kleider gesteckt, waren froh, „durch Practik" einen Paß von der Stadt Köln zu erlangen, mittelst dessen sie sich für Kölner Bürger ausgeben konnten, und fanden es sogar nöthig, ihr Credentz sammt Geld und Kostbarkeiten auf dem Schiffe, in Wachstuch verpackt, in einem Faß mit Weinhefe zu verbergen. Hatte doch ihr Herr selbst drei Jahre zuvor auf dem Wege durch Ostfriesland, den er wegen des Krieges in den Niederlanden nehmen mußte, mit „stadischen

---

*) Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, LXXXI, Hans Jacob Breunings v. B. Relation über seine Sendung nach England im Jahre 1595, mitgetheilt von August Schloßberger. — In den hier ausgehobenen authentischen Stellen ist die Rechtschreibung des Originals nur so weit genauer beibehalten, als sie verhältnißmäßig charakteristisch erschien.

Freibeutern" ein schlimmes Abenteuer zu bestehen gehabt, in dessen Schilderung freilich die Badenfahrt deutlich durchblicken läßt, daß er durch sein zwar heroisches, jedoch der Uebermacht gegenüber viel zu brüskes Auftreten um ein Haar die ganze Reisegenossenschaft ins Verderben gestürzt hätte.

Ende März kam Breuning mit seinen Begleitern zu London an, wo sie, zunächst incognito, im weißen Bären*) abstiegen. Gleich in den ersten Tagen stieß ihnen ein verzweifelter Zwischenfall auf, den wir, wie auch der Berichterstatter thut, nachher im Zusammenhang behandeln werden.

Nachdem man sich standesmäßig gekleidet, war abermals das französische Gesandtschaftshotel die erste Zuflucht, die jedoch diesmal mehr Rath als Hülfe bot. Der „Empassadeur" Beauvoir**) war verreist, und Mr. de la Fontaine („Ministre") hatte bei k. Majestät keinen Acceß; doch galt er viel bei großen Herren und war dem wirtenbergischen Gesandten aufs eifrigste behülflich. Dieser ließ es seine nächste Sorge sein, sich der einflußreichsten Personen zu versichern. Obenan standen natürlich der Großstallmeister Graf Esser, „welcher dieser Zeit allein für der Könningin Favoriten gehalten württ", und der Großschatzmeister Lord Burghley, „welcher alte Herr bei J. Maj. sehr viel vermag, und ohne den sie wönig thut, dann er, also zu reden, der Könningin Lägerbuch".

*) . . . . „befragt ich düe herberg zum weüßen behren, wölcher mann ein Nüderlender, bey dem vül Teütsche pflegen zur herrberg lügen." Kiechel, S. 22. (Mit Recht bemerkt der Herausgeber über den trefflichen Landsmann, daß er mit seinem ü häufig an den bekannten Zwückauer erinnere.)

**) Auch Breuning schreibt Beauvois. Ganz in der gleichen Weise ist einer der französischen Schergen von 1688, General Montclar, bei uns zu einem Montclas geworden.

Wie nun aber diese beiden Großwürdenträger selbst in einer für sie so unbedeutenden, für den Gesandten voraus verlorenen Sache ihre gegenseitige Eifersucht nicht ganz unterdrücken können, die den armen Breuning zwischen zwei Feuer bringt, zumal er höchst unglücklicher Weise von seinem Herzog ein Schreiben an Essex, aber keines an Burghley mitgebracht hat, wie sie ihn sodann mündlich zwar mit größter Courtoisie behandeln, auf alle seine wiederholten Schreiben jedoch niemals Antwort geben, wie er ferner zu dem auf St. Georgstag fallenden Ordensfeste geladen wird und bei dieser Gelegenheit mit einem andern deutschen Gesandten, einem hessischen, zusammentreffend, eine jener in der deutschen Geschichte so häufigen Präcedenzstreitigkeiten sehr tapfer ausficht, — dieses Alles und noch viel Anderes mehr mag man in der Relation selbst nachlesen, deren Veröffentlichung wir durch unsere Auszüge keineswegs überflüssig zu machen vermeinen. Breuning war ein weitgereister sprachenkundiger Mann. Er konnte von drei Welttheilen, die er gesehen hatte*), erzählen. Das Italienische, das für der Königin Lieblingssprache galt, und das Französische handhabte er, schriftlich wenigstens, besser als seine eigene Sprache in ihrer damaligen Verwilderung. (Nur die englischen Namen finden sich bei ihm wo möglich noch ärger als in der Badenfahrt mißhandelt). Dabei besaß er eine Beobachtungsgabe und ein Gedächtniß, die seiner Berichterstattung, besonders wo es Ceremonien und Trachten zu beschreiben gab, sehr förderlich waren. Die italienische Rede, die er in der ersten Audienz an die Königin hielt, war noch für Sattler eine so merk-

*) Im Jahre 1612 gab er seine „Orientalische Reyß" heraus, die aber Ludolf und Beckmann als eine etwas plagiarische Arbeit bezeichnen (Beckmann, Literatur der älteren Reisebeschreibungen II, 283.)

würdige Leistung, daß dieser sie vollständig in seine Beilagen aufnehmen zu müssen glaubte.

So anschaulich aber auch und so glaubwürdig im Allgemeinen der Gesandte seinen Bericht erstattet hat, so befindet sich doch in demselben gleich anfangs eine kleine Lücke, die aus einer andern Quelle zu ergänzen ist. Breuning fand nämlich nicht für gut, seinem Herrn zu gestehen, daß er just in jener berühmten Rede — stecken geblieben und hiedurch am englischen Hofe in einen Verdacht gerathen ist, der einen Diplomaten auch in jenen rauheren Tagen schwer bedrücken mußte. Das British Museum besitzt ein Schreiben von ihm*), das drei Tage nach der Audienz an „le Baron de Bugley" adressirt, im Uebrigen lateinisch abgefaßt ist, und worin der Gesandte einen ihm Tags zuvor von Mylord gemachten Vorwurf mit herzbeweglichen Versicherungen zu entkräften sich bemüht. Er gibt ihm zu verstehen, daß er von sehr edler Herkunft sei, und ruft Gott zum Zeugen an, daß er von Jugend auf „id vicium" über Alles verabscheut habe. Ferne sei es von ihm, daß er vor einer solchen Majestät in einem solchen Zustande zu erscheinen gewagt hätte! Nicht einmal das Mittagessen (die Audienz war Nachmittags) habe er sich an jenem Tage vergönnt, um seiner Aufgabe ganz nach Würden zu genügen. Daß er seine Rede nicht mit der gebürenden Geläufigkeit abgelegt, das habe seinen Grund einzig darin, daß er von dem ungewohnten Glanze der königlichen Maje-

*) Rye p. LXV. „Landsd. Ms. No. 79, among Lord Burghley's Papers. The letter is endorsed, in an old hand, »»The Duke of Wittenberges Messinger««. Mr. Rye theilt das Schreiben in englischer Uebersetzung mit, wobei er die oben gegebenen lateinischen Worte in Klammern beifügt.

stät, die in Europa, Asia und Afrika nicht ihres Gleichen finde, geblendet gewesen sei*). Nebenbei bekennt er, daß er nicht fest genug im Italienischen sei, um ex tempore zu sprechen (auch dies eine Schmeichelei für Elisabeth); als nun J. M. ihn vollends unterbrochen, da sei er ganz aus dem Concept gekommen, „vox faucibus haerens". Darauf schließt er mit der inbrünstigen Bitte an Se. Excellenz, jene ungünstige Meinung aufzugeben und ihn für einen andern Mann zu halten.

Es ist doch eigen, wie sich die Dinge nach verschiedenen Quellen verschieden gestalten können. Der Besuch bei Burghley, in dessen Folge dieser Brief geschrieben wurde, steht auch in der Relation, und richtig finden wir auch da Mylord bei nicht ganz guter Laune, aber was ist der Grund? „Doch wollte mich bedunkhen", sagt der Gesandte dem Herzog, „das ihme nit gefallen, das kein besonder Schreiben an ihnne abgegangen". Eines andern Grundes gedenkt er nicht. Indessen berichtet er, daß ihn gerade „dieser Tagen des tritttäghliche Fieber angrüffen" habe, so daß er eine Zeit lang nicht habe ausgehen können. Da war denn wohl sein sonst so gutes Gedächtniß ein wenig durch dieses böse Fieber geschwächt.

Die Zeit der Trübsal, während welcher ihm Mr. de la Fontaine, sein täglicher Trost, im weißen Bären „lügen" half, ging vorüber, und der Unfall der ersten Audienz fand all-

*) „Es war," berichtet er dem Herzog in der Schilderung der Audienz, »la chambre privée, wie auch la chambre de presence, gesteckth voll mylord, stattlicher Herren, Frauen, vom Adell, auch einem sher stattlichen, vßbündigem, schönem, gräuelichem vnnd abentlichem Frawenzimmer. — Ihr M. wharen dißmal in ein silberin stückh bekleidet mit herrlichen Cleinotten, ohnsäglichem Geschmuckh gezirt, trugen vff dem Haupt ein Königliche beerlin Kron."

mählig mildere Beurtheilung, zumal er in dem Schreiben an den Großschatzmeister gezeigt hatte, daß er Elisabeth's wahre Lieblingssprache trotz alledem perfect zu reden verstand. Den einzigen Umstand ausgenommen, daß Essex und Burghley zu schreiben verlernt hatten, wurde er mit rücksichtsvollem Ceremoniell behandelt, wie denn auch Breuning selbst es in seinem Auftreten an nichts fehlen ließ, ja, um der hessischen Gesandtschaft so wenig als möglich nachzustehen, sein Personal bei öffentlichen Aufzügen mit angeworbenen Londoner Deutschen verstärkte.

Dennoch, und obgleich er die Freundschaft Johann Spielmann's aus Lindau, des vielvermögenden Juweliers der Königin, gewonnen hatte, blieb seine Sendung ohne Erfolg. Elisabeth bewilligte ihm eine zweite einfachere Audienz, in welcher die Unterredung lateinisch geführt wurde. *) Sie wolle heute vertraulich mit ihm reden, begann sie, damit er frei vorbringen könne, was er neulich vielleicht wegen der Menge der Anwesenden auszuführen Anstand genommen habe. (Eine Bonhommie und zugleich Ironie, die in seinem Berichte kaum verständlich wäre, wenn er nicht glücklicherweise den Commentar dazu in London hinterlassen hätte). Hierauf hielt er eine Anrede, worin er sagte, daß er in drei

*) Elisabeth sprach das Latein nicht bloß geläufig, sondern sie muß sich dabei auch der festländischen Aussprache bedient haben, da Breuning, der sie sonst schwerlich verstanden haben würde, hierüber nichts zu bemerken findet. — Ihr bischen Deutsch von 1564 mochte sie in den dreißig Jahren verlernt haben; denn Sir James Melville, der schottische Gesandte von damals, erzählt davon in seinen Memoirs: »Then sche spak to me in Dutche, bot it was not gud.« (Dutch ist für jene Zeit eine weitläufige Gegend vom Meer bis zum Fels, d. h. vom Niederländischen bis zum Hochdeutschen.)

Jahren bereits der dritte Gesandte sei, der die Königin an ihr gegebenes Wort zu erinnern komme. Diesen Standpunkt, wenn er in der italienischen Rede etwa ausgefallen war, kannte Elisabeth sattsam aus einer schriftlichen Eingabe des Gesandten selbst, sowie aus den Mittheilungen ihrer Minister, welchen er das Gleiche schriftlich und mündlich oft genug wiederholt hatte. Andererseits kannte Breuning die Ausrede mit den fremden Potentaten, und zwar in der Form, daß man „dem König aus Frankreich und dem König aus Schotten", obgleich sie längst „von dem Orden eligirt" seien, die Insignien noch nicht überschickt habe. Er wußte sie nicht von dem Herzog, sondern aus einer ihm in London gewordenen Insinuation; aber der Herzog hat bei dieser Stelle der Relation an den Rand geschrieben: „Ist das alt Lied."

Die Königin beantwortete die Anrede in einer Weise, die man in Schwaben das Winken mit dem Holzschlegel nennt. Bei Ordenswahlen, gab sie zu verstehen, sei die Reihe zuerst an den römischen Kaisern, dann an den Königen, dann an den Kurfürsten und so weiter, und nun auf das angeblich obschwebende Hinderniß in allgemeinen Ausdrücken übergehend, wickelte sie das spitzige Wort wieder ein wenig in Baumwolle ein. Dabei entfiel ihr eine Bemerkung, die über den beschränkten Horizont des jetzt verhandelten Gegenstandes weit hinausreichte. Sie sagte nämlich, der König von Spanien, der als Gemahl ihrer Schwester Maria den Orden erhalten hatte, habe ihr dessen ungeachtet vielfache Unbill zugefügt; und hierin ist augenscheinlich der nationale Gedanke ausgesprochen, daß ein Orden, der ursprünglich gegründet war, die Einheimischen zur Treue zu verpflichten, überhaupt niemals an Auswärtige, deren Dank doch stets unzuverlässig blieb, hätte vergeben werden sollen.

Aber der Herzog nannte sich nun einmal ihren „Chevallier" und hatte den Orden schon fast drei Jahre lang in seinem Titel mitgeführt. Der Gesandte meinte daher, sie könnte doch wohl ihr Versprechen einer Wahl gleich gelten lassen, damit sein Herr sich als „quasi receptus" betrachten dürfe. Elisabeth aber ließ sich nicht in die Enge treiben. Rasch jetzt auf das so oft wiederholte Losungswort eingehend erwiderte sie, diese ewige Erinnerung an ein angebliches Versprechen sei ihr rein unbegreiflich, und der edle Herr, der voriges Jahr bei ihr gewesen, müsse ihre Antwort nicht recht ausgerichtet haben, sonst wäre diese neue Gesandtschaft ohne Zweifel unterblieben. Wie ihr dieselbe gemeldet worden sei, habe sie im ersten Augenblick geglaubt, es handle sich um eine andere Angelegenheit. „Unde evenit, ut jam quaesiverim, num a l i u d n i h i l apud me expediendum haberes." (Dies ist offenbar jene Unterbrechung, von welcher er an Burghley schrieb. Sie lautet allerdings etwas verblüffend. „Sonst nichts?" Die Königin sucht sie daher jetzt in mildernder Weise zu erklären, versetzt ihm dabei aber einen zweiten Stich, dessen Bedeutung sich später enthüllen wird). Dann setzt sie hinzu: „Nam ut vera loquar, ego non recordor me absolute unquam tale aliquid promisisse". „Alß ich das gehört", berichtet Breuning, „bin ich nit wönig erschrockhen, da mir solches unverhofft und gantz frembt fürkhommen". Gerade der vorjährige Gesandte, entgegnete er der Königin, habe ein erneutes Versprechen und die besten Hoffnungen zurückgebracht. Worauf Elisabeth: dann habe derselbe seine Sache schlecht gemacht und sie offenbar mißverstanden.

Bei dieser Gelegenheit erfährt man denn auch, wovon vor drei Jahren in dem „langen Gespräche", dessen die

Badenfahrt gedenkt, die Rede gewesen war. Elisabeth beauftragt nämlich den Gesandten, seinem Herrn genau ins Gedächtniß zurückzurufen, was sie ihm damals bei seiner Anwesenheit selbst gesagt habe. Diese Punkte hat auch Sattler bemerkenswerth gefunden*). Erstens: die deutschen Fürsten sollen sich nicht in auswärtige Kriege und fremde Dinge und Angelegenheiten mischen, sondern jeder vor seiner Thüre kehren (sed quisque sua curet). Zweitens: sie sollen den Theologen, die zum höchsten Aergerniß und Schaden der Christenheit einander schlecht machen, ihre Zänkereien niederlegen. Drittens verlangt sie sichern Ein- und Ausgang für ihre Kaufleute und will überhaupt sämmtliche Engländer empfohlen haben. Letztens weiß sie, daß es Verleumder gibt, die über sie und ihre Person (de me meaque persona) gehässige Lügen verbreiten, und erwartet daher vom Herzog, daß er ihre Sache pro virili parte führen und sie allerorten gegen derlei schlechte Nachreden vertheidigen werde. „Solches Alles haben J. M. mit sonderem Ernst geredt."

Auf diese Ermahnungen versicherte der Gesandte Punkt für Punkt, daß sein Herr ganz so gesinnt sei wie die Königin wünsche, und betheuerte namentlich, daß derselbe jeden

*) V, 185. Nur ist er dort im Irrthum, wenn er meint, Breuning habe sich nicht erinnern können, daß Jemand vor ihm wegen des Ordensgesuchs an die Königin geschickt worden sei. Dieser nennt sich ja den dritten Gesandten und bemerkt: „So hat es auch nicht wönig an besserer Relation und gründlichem Bericht des vorigen Abgesandten, nämblich des Edelknecht, ermangelt, also daß desselbigen Orts ein großer Mißverstand mit untergeloffen." Der Herzog scheint noch obendrein zum Theil ungeschickte Diplomaten gehabt zu haben, oder sie besaßen vielleicht nicht immer den Muth, ihm wahrheitsgetreu zu berichten.

Engländer, auch den geringsten, maximo amore et benevolentia prosequi sich gedrungen fühle. Die Audienz, während welcher die bejahrte*) Königin sich beständig stehend erhielt, hatte nach Breuning's Versicherung länger als eine ganze Glockenstunde gedauert**). Nun verlangte die Natur ihr Recht, d. h. Elisabeth begehrte zum Schlusse das faustdicke Schmeichelconfect, dessen sie nicht entbehren konnte. Sie fragte den Gesandten, wie ihm ihre Hofhaltung und insonderheit das Ordensfest gefallen habe, und sofort warf ihr Breuning die aus seinem Schreiben an Mylord „Buglay" bekannten drei Welttheile, diesmal aber noch nach den einzelnen Ländern specificirt, herzhaft ins Gesicht. „Solches haben J. M. woll uffgenommen und mir deren Ehren gedankt, auch daruff angezeigt, sobald mir gefiel, mein unterthänigsten Abschied von J. M. zu nehmen, dessen wären dieselbigen gnädigst zufrieden, wäre J. M. auch nit zuwider, wann es ytzo geschähe." Darauf „that" er „solches alsbald" und hielt eine kurze Abschiedsrede, an deren Schluß er mit einem meisterhaften Schnörkel auf die Herzensangelegenheit seines Herrn zurückkam und dieselbe der Königin noch einmal zu Gemüthe führte. „Das ist recht gewesen", schrieb der Herzog hier vergnügt an den Rand***).

*) Breuning gibt dem Herzog zu bedenken, ihre Majestät sei „hohes Alters und übernächtig," — ein artiger Contrast gegen das sechzehnjährige Jungfräulein der Badenfahrt.

**) „Ihr Mt. waren dißmall bekleidet in ein guldin stückh mit rottem Boden 2c. 2c. Vornen vff der brust waren ihr Mt. bloß, vnnd hatten umb ein gar langh durchgearbeittet oder durchsichtig kreeß, daruff vornen ein abscheuliche große schwartze Spinnen gesetzt, anderst nit alß wen sie natürlich vnnd das leben gehabt, welche woll manchen betrügen mögen."

***) Das Antwortschreiben der Königin, das Breuning zurück-

In der Mitte des Mai kehrte Breuning heim, doch verließ er England nicht ganz unverrichteter Dinge. Er brachte dem Herzog eine englische Kutsche um 181 fl., zwölf Paar seidene Strumpfhosen*) von allen Farben außer schwarz und grün um 115 fl., sechs Paar englische Handschuhe um 12 fl., einen englischen Bogen (Armbrust) um 24 fl. und Abrisse von Caminen mit. Von „Bluthunden" war für den Augenblick nichts Ausbündiges zu bekommen, und die englischen Pferde standen so hoch im Preise, daß der Gesandte, von dem man für eines 36 und für ein anderes 23 Pfund verlangte, gleichsam froh war, an letzterem einen Fehler zu entdecken, über welchem der Handel sich zerschlug.

Da das von Kirchheim mitgenommene Reisegeld entfernt nicht reichte, so hatte er sich zeitig nach Deckung des Abmangels umgesehen, und ein dortiger deutscher Geschäftsmann aus der schutzverwandten Reichsstadt Weil, folglich ein Mitbürger des damals vierundzwanzigjährigen Kepler, hatte ihm als „halber Wirtenberger" zwar von selbst seine Dienste angeboten, eine Geldhülfe aber freilich erst auf

---

brachte und das, wie Elisabeth ihm zugesichert, vornehmlich zum Zeugniß dienen sollte, daß er sein Geschäft auf's beste ausgerichtet habe, scheint in Stuttgart nicht mehr vorhanden zu sein. Mr. Rye hat das Concept im Record Office gelesen und darin ersehen, daß Elisabeth mit größter Höflichkeit dem Herzog sagt, wenn er ihre ihm schon früher mitgetheilten Gründe erwogen hätte, so hätte er seinem Gesandten die Mühe sparen können. Die Rückseite des Concepts trägt die Bezeichnung »To the Conte Montbeliart«, ein Beweis, daß die englischen Archivalisten damals den Uebergang vom Grafen von Mömpelgart zum Herzog von Wirtenberg noch nicht gefunden hatten.

*) Er schreibt mundartlich „Stimpff", d. h. Stümpfe, für Strümpfe.

„Anreden" zugesagt. Mit diesem freiwilligen Versprechen ging es denn gerade wie mit dem der Königin. Als Speidel, so hieß der Mann, die benöthigten 400 Kronen herschießen sollte, „erinnerte" er sich, daß die deutschen Fürsten dem leichtsinnigen Schuldenzahlen gar nicht hold seien, und wollte sein Geld lieber ins Meer oder in die Themse werfen. Breuning wußte ihn auf den einmal errungenen Standpunkt der Versprochenschaft zurückzubannen; wie es aber mit dem Worthalten Ernst werden sollte, half sich der deutsche Engländer anders und verdächtigte jetzt den (allerdings unglücklich genug preisgegebenen) Gesandten selbst. Dieser ließ ihn zwar durch Buwinghausen in Gegenwart von Zeugen abkanzeln, aber das Geld mußte er anderwärts aus zwei verschiedenen Häusern aufbringen, und war dabei nicht wenig besorgt, die verdrießliche Geschichte möchte zu Hof und an der Börse lautbar werden. Der gute Wind war über dem Warten versäumt, und der Patron des „Engel Gabriel", auf welches Schiff die Gesandtschaft sich verdingt hatte, wäre unfehlbar mit diesem Winde abgefahren, „da er nit durch den Herren Admiral unsertwegen wäre angehalten worden".

Nachdem wir hiemit von Breuning's zum Theil dornenvollen Commissionen ein gedrängtes Bild gegeben, müssen wir ihm in eine noch schwierigere Lage folgen. Wir kommen daher jetzt ausführlich, wie es der Gegenstand erfordert, auf den bereits angemeldeten Zwischenfall zurück.

Gleich bei seiner Ankunft in London hatte der Gesandte mit Bestürzung vernommen, daß noch ein anderer wirtenbergischer Gesandter, von welchem er kein Sterbenswörtchen wußte, zugegen sei, und daß derselbe im Namen des Herzogs um zollfreie Ausfuhr einer beträchtlichen Menge von

Tüchern sollicitire. Dieses Ansinnen war, wie Breuning während seines Incognito bei Tisch und anderwärts anhören mußte, Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Hier sagte man, es sei eine Schande, daß ein Herzog von Wirtenberg so kaufmännisch supplicire, dort war man der Meinung, es sei eine von Kaufleuten unter seinem Namen betrügerisch versuchte Praktik. „In Summa, es wurde täglich über Tisch, unter der Bürst [Börse] und zu Hof, wie ich nachmalen in gewisse Erfahrung kommen, so schmählich, schimpflich und verächtlich davon geredt, daß es mir im Herzen weh gethan und mich ungeschlafen gelegt."

Sofort ging er mit Buwinghausen und einem Londoner Deutschen, dessen er sich bediente, „in einfelttiger Kleidung ohnbekannterweyß" zum „weißen Schwanen", wo der vermeinte Truggesandte vor Anker lag. Dieser gab sich auch sogleich den Landsleuten, die angeblich nur als Passanten einen Trunk daselbst thun wollten, ungefragt als einen Agenten des Herzogs von Wirtenberg zu erkennen. Er nannte sich Johann Heinrich Stammler, von Augsburg gebürtig; sein Vater sei Obervogt in Stettenfels gewesen; er selbst sei vorm Jahr von Augsburg nebst einem Schertel an den wirtenbergischen Hof gekommen und zum Diener angenommen, nach nur achtwöchentlicher Anwesenheit aber auf Pfingsten gen England abgefertigt worden. Ueber wirtenbergische Persönlichkeiten befragt wußte er schlechten Bescheid: den Kammersecretarius Rathgeb in Stuttgart machte er zu einem Hofgerichtssecretarius in Tübingen, von Capitän Edelknecht (dem vorjährigen Gesandten bei Elisabeth) meinte er, derselbe habe um Kriegshülfe zu bitten gehabt u. dgl. m.

Der zweideutige Gast hatte sich anfangs „ein Secretarium schelten lassen"; als ihn aber Breuning näher nach

seiner Bedienstung fragte, sagte er, er habe noch keinen eigentlichen Dienst, der Herzog wolle ihn durch diese Commission probiren und erst sehen, in was Sattel er recht sein möchte. („Einen Strikh an Hals“, bemerkt der Herzog am Rande). Die Commission schien ihm aber selbst etwas verwunderlich vorzukommen: man habe ihm, erzählte er, in Stuttgart Hoffnung gemacht, er werde längstens in drei Wochen expedirt sein, und nun müsse er schon in den elften Monat warten; ja der „Thresorier“ habe, als er demselben ein herzogliches Schreiben überantwortet, kein Wissens haben wollen, wer der Herzog von Wirtenberg sei. „Diese und dergleichen viell ohngereumbte Sachen“ brachte er im Beisein zweier Hessischen (von der rivalisirenden Gesandtschaft) vor. Die Wirtenbergischen hatten jetzt genug vernommen und „zogen darvon“. Die „Zehrung“ (drei Gulden und drei Batzen) ließen sie auf dem Tische liegen, da er sie durchaus frei halten wollte. Der Herzog von Wirtenberg, „zeygte er an“, sei wohl so reich, daß er einem gutem Gesellen eine Collation zahlen könne.

Vom Schwanen in den Bären zurückkehrend war Breuning überzeugt, daß er es mit einem Betrüger zu thun habe. Einmal, sagt er in diesem Stadium der Sache, sei es nicht glaublich gewesen, daß der Herzog ihm von einem seit elf Monaten in London liegenden Gesandten, der ihm doch hätte förderlich sein können, kein Wort gesagt haben sollte. „Zum Andern hat mir der Wahrheit gleich zu sein nit bedunckhen wöllen, daß E. F. G. eben an Einem Orth und zu Einer Zeytt solche geringe Sachen würden solicitiren lassen, da sie doch viel ein Mehrers und Höhers begehrten“. Drittens meint er, er hätte doch von dieser Nebenlegation etwas am herzoglichen Hofe hören müssen. Viertens habe sich Stammler

selbst durch seine ungleichen und unwahrhaften Aussagen verdächtig gemacht. Zum Fünften wäre es ja „schimpflich und spöttlich", daß ein Fürst bei einem Potentaten zwei Gesandte zugleich halten sollte, die nicht bloß einer des andern Geschäft nicht wissen, sondern auch einer des andern Person nicht kennen, noch einer von des andern Anwesenheit unterrichtet seien.

„Und letztlich, im Fall gesetzt, seine Sachen (welches wir doch bei uns nit befinden können) richtig sein sollten, jedoch weil man ingemein, bei hohe und nieders Stands, so verächtigh und spöttlich hievon geredt, er uns auch fast alle fürnemme Herren durch dieses Begehren abwendigh gemacht, hat mich für gut und rhattsam angesehen, da wir anderst gedächten, etwas fruchtbarlichs in unserer Commission ußzurichten, daß zuvor diese überzwerche Sach abgeschafft und uß dem Weg geraumbt werden müßte. Dann gewüßlich solch Anhaltten Jedermann so gar im Maull gewesen, daß auch fürnemme Herren schimpflicher Weyß gefragt, ob ich auch der Düchér halben abgeferttiget sey." — Am Schlusse seiner Relation aber, wo er dem sonderbaren Schwärmer doch nicht mehr alles und jedes Recht absprechen kann, erklärt er dem Herzog geradezu, dieser Stammler mit seiner „Kauffmannschafft" und seinem „vertrüßlichen Solicitiren" habe, auch wenn sonst nichts im Wege gewesen wäre, allein schon die ganze Angelegenheit verderben müssen. Jetzt wird auch die Spitze in Elisabeth's Worten fühlbar, mit welchen sie dem Gesandten zu verstehen gab, sie habe glauben müssen, sein Kommen gelte einer andern Sache als dem Ordensgesuch.

Breuning benützte gleich die erste Audienz bei Essex, um den Doppelgänger unschädlich zu machen, hatte jedoch den Verdruß, daß ihm der Graf, der nicht so ganz und gar an

der Legitimation desselben zu zweifeln schien, in höflichster Form den Bescheid ertheilte, er möge selbst mit ihm fertig zu werden suchen*). Mittlerweile war Stammler bei dem Gesandten erschienen und hatte sich, mit der Entschuldigung, daß er ihn beim ersten Zusammentreffen nicht gekannt habe, nunmehr förmlich als wirtenbergischen Agenten vorgestellt, der beauftragt sei, tausend Stück Tücher zollfrei auszuführen. Auf die Frage nach seiner Instruction erwiderte er, er habe nur ein verschlossenes Schreiben mitgebracht und dasselbe längst überliefert. Ganz buchstäblich ist diese Aussage nicht zu nehmen; denn er kam gleich darauf zurück und brachte Abschriften zweier Schreiben des Herzogs an die Königin und eines dritten, das an Burghley gerichtet war. Dieselben schienen wenig Glauben zu verdienen, und durch die Reden, die er bei der Ueberreichung führte, machte er sich noch verdächtiger. Obendrein wurde dem Gesandten angezeigt, der Abenteurer wolle ein Pferd kaufen. Breuning ließ ihn daher auf La Fontaine's Rath „heimlich verhüten", mit Befehl, ihn festzunehmen, wenn man „spüren würde, daß er flüchtigen Fuß setzen wollte."

Nachdem diese stille Beaufsichtigung, um den Preis einer Krone für den Tag, etwas über eine Woche gedauert, erhielt der Gesandte von Essex eines der drei Schreiben, das erste,

---

*) „Daruff", berichtet er mißvergnügt, „hat ihne der Grave von Essex — fürgenommen und examinirt, bey dem er sich dann höchlich entschuldigt [gerechtfertigt] und so viel vorzubringen wissen, daß derselbige mir sagen lassen: Weil ich selber zugegen, wollte er mich mit ihme thun lassen, anderst nit, als wenn E. F. G. selbsten in der Person gegenwerttigh allhie". Das heißt: er gab es ihm auf seine Verantwortung, was er für Maßregeln ergreifen wollte.

im Original zugeschickt. Der beiden andern konnte er, wie er sagt, nicht habhaft werden. Wie mag ihm zu Muthe gewesen sein, als er das Siegel echt befand und in der Unterschrift die Hand seines Herrn erkannte! Nur das Datum („20. Februar 1594") fand er „falsch und uß 93 94 gemacht", aber der Inhalt stimmte, wie er stillschweigend andeutet, mit der Abschrift überein, und Breuning konnte sich nur etwa noch auf die Vermuthung steifen, daß das Schreiben vielleicht „uff andere Weg erpracticirt*) sein möchte". Er ließ nun „solchen Stamler" vor sich kommen und hielt ihm seine Unwahrheiten und Widersprüche, wie er sie nannte, nebst seinem falschen Datum vor. Derselbe war sich allerdings in seinen Aussagen nicht ganz gleich geblieben, und verschlimmerte den Fehler jetzt noch mehr. Erst hatte er den direct *von* Hofe Abgefertigten gespielt, dann hatte er angegeben, er sei nicht vom Herzog selbst, sondern durch dritte Hand verschickt, und jetzt rückte er mit dem „Bekenntniß" heraus, die zollfreie Ausfuhr der Tücher gehe nicht den Herzog an, sondern den Secretarius Ziegler vom Oberrathscollegium in Stuttgart, der sich diese Gnade von Jenem ausgebeten habe und auch die Kosten tragen müsse. Dieses „Bekenntniß" aber, welchem er noch die unkluge Entschul-

---

*) Ein das damalige Hof- und Regierungswesen trefflich bezeichnender Ausdruck, welchen man anzuwenden pflegte, wenn man in unanstößiger Form zu verstehen geben wollte, daß eine Maßregel von einem Fürsten wider dessen bessere Meinung durch irgend einen Intricanten erschlichen worden sei. Friedrich selbst äußert einmal über eine von Herzog Christoph stammende Anordnung, durch die er sich beschwert glaubte: „So weißt man auch, wer solchen Antrag bey Herzog Christoffel erpracticirt hat; wär besser gewesen, derselbige hätte zum Lohn einen Strickh an Hals bekommen".

digung beifügte, er habe seine Sache, weil sie suspect, so gut als möglich „verblümen" müssen, wird sofort bei näherer Prüfung eine merkwürdige Modification erleiden. Auch werden wir sehen, wie es um die sogenannte Verfälschung des Datums steht.

„Als ich mich nun hieruff bedacht und gäntzlich befunden, daß diese Sachen E. F. G. nit angehen würden, hab ich für hoch nothwendig gehalten, daß zu Verhütung vieler nachtheiliger Reden, so vom Hofgesind und Kaufleuthen weiter möchten getrieben werden, auch zu Erhaltung E. F. G. hohen fürstlichen Reputation diese Sach verbleibe und für diesmal hintan gesetzt werde. Doch weyll E. F. G. Hand und Sigill vorhanden, hab ich nichts Thättigers oder Schwerers wider ihnne fürnemmen können, sondern ihnne abermalen beschickt und diesen endtlichen Bescheid geben: es wären seine Fürgeben so widerwerttig [widersprechend], daß ich weder dem einen noch dem andern weiter glauben könnte — —. So könnte ich auch seinem letzten Fürgeben nit Glauben zustellen; dann E. F. G. so gute Mittel [habe], derselben verdiente Diener selbsten mit Gnaden zu ergetzen, daß sie gar nit von Röthen, dieselbige uff andere Potentaten zu verweysen. Befhale ihme also, er sollte sich weiteres Solicitirens gäntzlich enthalten, bis so lang und viell E. F. G. ich dieser Sachen halben unterthännig berichtet hette. Welches er mir verheyßen und angezeygt, er wölle sich wieder nach Embden begeben und daselbsten E. F. G. gnädige Resolution erwartten. Als ich aber yetzo baldt verreysen sollen, wird mir durch des Grafen von Esser Secretarium, Wotton*),

*) Als „Signor Arrigo Wotton" führt er ihn bei der ersten Erwähnung ein. Der geistreiche Mann, der einen schönen Theil seiner Zeit hergeben mußte, um unsern Gesandten abzuholen, zu be-

angezeygt, es were gemeltter Stamler noch vorhanden und würde ohne Zweyfel nach meinem Verruckhen [Weggehen] wiederumb ufs Newe in E. F. G. Nammen zu solicitieren anfangen. Weyll ich dann, wie mehrmalen gemellt, lautter befunden, daß solche Sach zuvorderst E. F. G., dann auch mir schädtlich, spöttlich und nachtheiligh sein würde, und gantz und gar zu Befürderung E. F. G. Intent nit diennen: so hab ich zu meinem Abschiedt ihme Stamler alle Löcher verloffen, sowohl bei dem Herrn Grafen von Essex als dem grand Thresorier, damit der letzt Betrugh nit erger alß der erste".

Die Art aber, wie der rüstige Fuchsjäger seinem Wilde die Löcher verlief, bestand darin, daß er an Burghley, der am Podagra „übel uff" war, schriftlich, und an Essex bei der Abschiedsaudienz mündlich die Bitte richtete, dem Stammler keinen Glauben zu schenken, bis der Herzog selbst seine Willensmeinung erklärt haben würde. Worauf der Graf erwiderte, er wolle gebeten haben, daß das baldmöglichst geschehe.

„Factum est", steht von der Hand des Herzogs geschrieben am Rande. Gleich nach Breuning's Zurückkunft nämlich ergingen zwei Schreiben nach London, deren eines an die Königin, das andere nicht an Essex, sondern jetzt wieder an Burghley gerichtet war. Vielleicht wollte man das frühere Versehen gut machen, denn am Schlusse dankt der Herzog ihm und seinem Sohne Robert Cecil für ihre Bemühungen wegen des Ordens; in der Hauptsache jedoch scheint Mylord als diejenige Behörde angesehen worden zu

---

gleiten 2c., suchte, wie es scheint, Gelegenheit, sich im Italienischen zu üben. Wir werden ihm künftig noch begegnen.

sein, mit welcher man die Finanzangelegenheiten und was damit zusammenhing, abzumachen habe*). Von diesem zweiten Schreiben nun hat sich das Concept im K. Archiv zu Stuttgart erhalten und die der Stammler'schen Angelegenheit geltende Stelle**) ergänzt Breuning's Relation in einer Weise, daß jedes der beiden Actenstücke das andere commentirt.

Versuchen wir es mit diesem Schlüssel in ein kleines

*) Die Badenfahrt nennt ihn gar den „großen Rentmeister in Engellandt".

**) Die vom K. Archiv in Stuttgart mit gewohnter Liberalität mitgetheilte Stelle aus dem Concept des Schreibens an Lord Burghley lautet so: » . . . . Praeterea idem Legatus noster nobis humiliter retulit de quodam, qui ante aliquot annos ad usum aulae nostrae certum pannorum numerum exportare ex Anglia debuerat, quomodo eundem adhuc illic repererit apud Serenissimam Regiam Maj^tem^ et Illustrissimum regium Consilium, praecipue vero apud Te importune etiam post acceptum semel regium clementissimum responsum instantem. Qua in re, quia is contra nostram voluntatem fecit, id Tibi reticere noluimus. Verum quidem esse plus ante tres annos a Regia Maj^te^ per literas nos petiisse, ut 1000 pannos ad usum aulae nostrae sine solutione datii aut gabellae ex regno suo evehi clementissime permitteret, easque literas, quia traditas non esse ad nos relatum fuerat, postea renovasse. Cum enim non solum inter Germaniae, sed et vicinos exteros principes sit res usitatissima, ut quae ad usum aulae vel ipsorum principum sunt, ab omni datio libera alter alteri permittamus, si modo verbo res principis esse significetur (uti ex Hungaria aliisque Caes^ae^ Maj^ti^ subditis regionibus aliquot centena boum (quae non minus quam 1000 panni in aula nostra facile consumuntur) quotannis ad nos sine ullo telonio adducuntur, nosque vicissim quibuslibet principibus

diplomatisches Labyrinth des 16. Jahrhunderts einzudringen. Wir dürfen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, denn was dabei herauskommt, ist schließlich ein Stückchen Shakspearecommentar.

Der Herzog erklärt in dem Schreiben an den Großschatzmeister unumwunden, daß es mit dem beabsichtigten Ankauf von tausend Stück Tuch und der Bitte um deren zollfreie Ausfuhr seine Richtigkeit habe, so wie auch, daß dieselben für den Bedarf seines Hofes bestimmt gewesen seien. Man ersieht hieraus, daß Stammler unter der Wahr-

---

lubentissime permittimus, vinorum maximas quantitates ex territoriis nostris et per eadem evehere: quorum tamen gabellae facile ad maiorem summam quam pannorum istorum excurrunt): Ideo apud Ser^{mam} Regiam Maj^{tem} nos idem tentavimus, utpote quod rem parvi momenti eam esse crederemus: non secus atque nos, si suae Ser^{mae} Maj^{ti}, Vobis ipsis vel aliis quibuscunque regni proceribus concederemus, nihil nos fecisse, sed magis ea re honoratos quam gravatos crederemus. Quod si aliquid hic gravaminis fore vel suspicati fuissemus, nunquam hujus rei a nobis mentio facta fuisset, vel si verbo id nobis postmodum significatum fuisset, certè ulterius super re tam vili Regiam Maj^{tem} vel Vos inquietari nequaquam permisissemus. Ideo quod tam importune etiam post habitum Regium responsum (quod quidem necdum vidimus) ille instare ausus fuit, id volumus ut sciatis contra voluntatem et mandatum nostrum, nobis plane insciis et hujus negotii iam dudum oblitis, ab illo temere factum esse, nosque si ejus copia nobis fiat, ita in eum animadversuros, ut Ser^{ma} R. Maj^{tas} ac universum Ill^{mum} Regium Consilium cognoscat, nobis hanc illius importunam audaciam extreme displicere ac ipse dediscat quae sibi commissa non sunt urgere et sollicitare, neque temere et audacter pro Legato se vendicare debere . . . . Datae Stutgardiae Julii [sic] Anno 95.«

heit blieb, wenn er das Geschäft für eine Privat- und Gnadensache des expedirenden Beamten ausgab, und es ist zweifelhaft, ob er hier durch Breuning's decidirte Sprache irre gemacht worden war, oder ob er zuletzt, in Angst gejagt, den Herzog bei dessen eigenem Gesandten herauszulügen suchte, um der drohenden Ungnade wo möglich noch zu entgehen. Jedenfalls erscheint er als ein desperater Mensch, der gegen sich selbst spricht, während die Acten für ihn zeugen; eine Erscheinung freilich, die in jenen Zeiten, auch ohne Folter, nicht eben selten ist.

Sein erstes Bittschreiben, fährt der Herzog fort, sei, wie man ihm gemeldet, nicht überliefert worden, und deshalb habe er die Bitte wiederholt. Welche Bewandtniß es mit jenem Schreiben und der Zeit seines Abgangs hatte, wird gleich hernach in vollerem Zusammenhang erhellen.

Einander für den eigenen Bedarf oder den des Hofes Zollfreiheit zu gestatten, heißt es weiter, sei unter den deutschen und den benachbarten Fürsten hergebracht, wie denn der Kaiser dem Herzog Hunderte von Ochsen und der Herzog hinwieder jeglichem Fürsten die größten Weinvorräthe frei passiren lasse. Diese festländische Handelspolitik im Gegensatze zu der insularischen Nationalökonomie jener Tage beschäftigt uns hier nicht weiter; doch wird man immerhin der letzteren zugestehen müssen, daß sie in dem angesonnenen Falle zum wenigsten die Gegenseitigkeit zu vermissen berechtigt war. Eben so wenig verweilen wir bei den eingestreuten Bemerkungen und Winken, wie z. B. daß der herzogliche Hof an Ochsen wohl so viel consumire als an Tüchern; oder daß die von Wirtenberg nachgelassenen Weinzölle leicht mehr betragen dürften als die Abgabe auf das

bischen Tuch; daß der Herzog eine ähnliche Gefälligkeit gegen die Königin oder ihre Großen sich lediglich zur Ehre gerechnet haben würde; daß ihm niemals eingefallen wäre, auf einer solchen Bagatelle zu bestehen, wenn man ihm nur ein Wort gesagt hätte, u. dgl.; Bemerkungen übrigens, die seinem „Intent" nicht eben großen Vorschub gethan haben mögen.

Näher dagegen müssen wir auf denjenigen Theil der Erklärung eingehen, der dem Agenten selbst gewidmet ist.

Nach einmal erfolgtem abschlägigen Bescheide, heißt es, hätte derselbe abstehen und nicht so ungestüm fortsollicitiren sollen. Im Betretungsfalle werde daher an ihm ein Exempel statuirt werden, theils zur Genugthuung des Herzogs der Königin gegenüber, theils damit er verlerne, Dinge zu betreiben, die ihm nicht aufgetragen seien, und sich frecherweise für einen Gesandten auszugeben.

Also im Anfang seiner Sendung, so wird ausdrücklich anerkannt, hat er als rechtmäßiger Agent gehandelt, dessen Legitimation erst allenfalls in Folge einer abschlägigen Antwort erlöschen konnte. Diese Antwort aber, die der Herzog voraussetzt, ist in Wirklichkeit gar nicht erfolgt; vielmehr hat man den ungelegenen Sollicitanten, wie schon jetzt aus Allem erhellt und später noch deutlicher erhellen wird, ohne definitiven Bescheid auf der Bärenhaut oder diesfalls auf dem Schwanenfelle*) liegen und sein Geld verzehren lassen.

*) Wem über der Bezeichnung des Wirthshauses, in welchem Stammler wohnte, das Theater dieses Namens vorschweben möchte, dem ist zu erwidern, daß zwar die Londoner Bühnen ursprünglich und zum Theil wohl auch noch zu der betreffenden Zeit in Wirthshaushöfen eingerichtet waren, daß aber das Schwantheater auf der

Der Herzog, heißt es in dieser Beziehung, habe bis zur Stunde eine königliche Antwort wegen der tausend Tücher nicht erhalten, und habe die Zeit her, während Jener drauf los sollicitirt, die ganze Sache vergessen. Daß der Agent selbst ihn ohne allen Bericht gelassen habe, ist nicht gesagt; und falls er ihm etwa ein förmliches Nein der Königin unterschlagen hätte, so müßte dieser phantastische Verrath durch Breuning's Umsicht mit schrecklicher Klarheit an den Tag gekommen sein. Somit bleibt in der Hauptsache nur noch die Beschuldigung, daß er unberufen und obendrein zudringlich seiner Commission obzuliegen fortgefahren habe. Allein, daß ihm ein Gegenbefehl oder eine Abberufung zugegangen sei, davon steht nichts in dem Verleugnungsschreiben; und ein Diplomat jener Tage, der nicht zudringlich gewesen wäre (besonders wenn er bei einer Größe wie Essex einigen Credit verspürte), hätte sich hiedurch weit eher als durch das Gegentheil bei seinem Herrn den Strick gedreht. Daß Breuning nach so vielen unbeantworteten Schreiben und zuletzt gar mündlich post acceptum plus quam semel regium clementissimum responsum der Königin noch bei seiner Abschiedsrede mit einem Sollicitationsversuch zu Leibe ging, „das ist recht gewesen."

Die Anmaßung der Gesandtenwürde endlich findet sich in Breuning's Berichte nichts weniger als genügend dargethan. In der kritischen Stunde, wo der Gesandte als Unbekannter mit ihm zechte, sagte Stammler blos, er sei in Geschäften des Herzogs von Wirtenberg hier, und sein größtes Falsum war, sich einen Secretarium schelten

---

Bankseite, der weiße Schwan dagegen diesseits der Themse im Fleetbezirke lag.

zu lassen. Dem Nächsten Besten inter pocula zu vertrauen, daß seine Verrichtung in elf Monaten keinen Fortgang gehabt habe und daß der Großschatzmeister von einem Herzog von Wirtenberg nichts wisse, das war freilich „ohngereumbt." Das Verdächtigste, was Breuning gegen ihn aus seinen verschiedenen Vernehmlassungen vorbringt, ist die Aussage, daß er der Königin im Namen des Herzogs ein Kleinod im Werth von vierhundert Pfund Sterling „präsentiren" wolle; allein so wie die Dinge jetzt stehen, können wir diesen Punkt ohne weitere Indicien vorläufig nicht zur Entscheidung bringen. Breuning's Relation macht uns mit schüchternen Beglückungsversuchen bekannt, die sich mehr oder minder dicht bis an Burghley und Essex heranwagten, und in Stammler's Abschrift jenes herzoglichen Schreibens an den Ersteren, die nachher zur Prüfung kommen wird, erhält Mylord geradezu eine goldene Kette für seine „Bemühungen" in Sachen der Zollfreiheit angeboten. Einem verweigerten Wunsche, der ihm eben hiedurch zur Ehrensache wurde, konnte Herzog Friedrich die unverhältnißmäßigsten Opfer bringen, und die goldene Kette war in diesem Falle eine Kleinigkeit.

Bis hieher ist Heinrich Stammler offenbar nicht so schuldig, wie der Gesandte und dessen Herr ihn darstellen. Seine Angaben über seine persönlichen Verhältnisse verstoßen nach keiner Seite gegen die Wahrscheinlichkeit. Die Familie, welcher er sich angehörig nannte, blühte wirklich damals in Augsburg, und zwar unter den Geschlechtern*).

*) Paul v. Stetten Geschichte d. adeligen Geschlechter in der fr. Reichsst. Augsburg, S. 237, wo die Stammler vom Hut aufgeführt werden. Ein Johann Heinrich dieses Namens wird zwar

Daß sein Vater Obervogt in Stettenfels gewesen, reimt sich sehr gut mit dem Umstande, daß diese Herrschaft, ein vormals wirtenbergisches Lehen, während Ulrich's Verbannung dem Herzogthum abhanden gekommen und seitdem Anton Fugger'sches Besitzthum geworden war. Jener Schertel, mit dem er an den wirtenbergischen Hof gegangen, trägt ebenfalls einen Augsburger Namen, und von sehr bekanntem Klange, denn er war offenbar nichts Geringeres als ein Enkel des Kriegshelden Sebastian Schertlin von Burtenbach, dessen Nachkommen sich heute noch Schertel v. B. schreiben. Der Mangel an Stuttgarter Localkunde aber, durch welchen Stammler sich im ersten Augenblicke so besonders verdächtig machte, ist aus seiner kurzen Anwesenheit am dortigen Hofe genügend erklärt.

Er war einer jener unzähligen Abenteurer, die sich aus allen Ständen an den Höfen zudrängten, Dienste anboten oder Projecte einreichten, und vorerst mit einem kleinen Angeld oder auch auf eigene Kosten sich zu Commissionen brauchen ließen, worin es sich zeigen sollte, „in was Sattel der Mann gerecht wäre." Mancher derselben hat auf diese Weise seinen Weg gemacht, einen Leichenstein mit dem salbungsvollsten Verzeichniß seiner religiösen, sittlichen und politischen Tugenden und eine Familie in Ehren und Würden hinterlassen. Wer aber, was so oft gleichbedeutend, ungeschickt war oder Mißgeschick hatte, der durfte von Glück sagen, wenn man ihn bloß fallen ließ und nicht noch schlimmer mit ihm verfuhr.

---

dort nicht genannt, aber die Genealogie ist, wie der Abschnitt selbst ergibt, verworren und unvollständig.

Zu dieser Mehrzahl gehörte unser Augsburger Diplomat. Er hatte sich in eine Sendung der verfehltesten Art eingelassen, deren Verlauf wir erst jetzt so weit als nöthig überschauen können.

Die Eingebung des Herzogs, aus welcher diese Commission hervorging, stammt, wie leicht zu errathen, von seiner englischen Reise im Jahr 1592 her. „Lündisch Tuch, aber fürstenmäßig zollfrei, und das Hosenband dazu", mit diesem unveränderlichen Gedanken scheint er England verlassen zu haben. In der befreundeten, damals gräflich ostfriesischen Hauptstadt Emden, die er auf der Hin- und Herreise berührte, hatte er zum dortigen „Pfennigmeister" Ihering Vertrauen gefaßt. Diesem schickte er im folgenden Jahre, 1593, ein auf den „Thresorier Joachim Ihering" ausgestelltes Schreiben an die Königin mit der Bitte um Zollfreiheit für tausend Tücher, dasselbe, das Breuning zwei Jahre darauf im Original gesehen hat. Es war ursprünglich vom 20. Februar jenes Jahres datirt*).

Zur Zeit der Abfassung dieses Schreibens befand sich Graf Friedrich in Stuttgart, um den verfassungsmäßig bindenden Erbfolgevertrag mit dem regierenden Vetter,

---

*) Mr. Rye (Introduction p. LXIII.), der das Schreiben gleichfalls kennt, gibt das Datum, wie auch Breuning zuerst es las, nämlich „20. Februar 1594". Das Kennzeichen, woran Breuning die Fälschung erkannte, hat dieser nicht zu nennen für gut befunden; es kann wohl nur die abweichende Handschrift oder Dinte gewesen sein. Die Thatsache selbst, d. h. die Aenderung des Datums, steht außer Zweifel, wie sich oben sofort erweisen wird. Jedoch die Zeitangabe »plus ante tres annos«, wonach ja das Schreiben noch älter als die englische Reise wäre, hat ein Jahr zu viel. Dasselbe war vielmehr im Juli 1595 über zwei Jahre alt.

welchen die Todesahnung zu drängen schien, nicht ohne unwilliges Zögern abzuschließen*). Die Aussicht auf die Succession war jetzt stark in die Nähe gerückt, und der bevorstehende Bedarf der neuen Hofhaltung gebot die Tuchbestellung auf tausend Stück auszudehnen. Ihering aber unterzog sich dem Auftrage nicht. So wurde denn Stammler — dessen Angaben bei allem ängstlichen Schwanken doch in den Hauptpunkten mit dem ganzen Sachverhalte, wie er urkundlich vorliegt, durchaus übereinstimmen — Anfangs 1594 durch den Secretarius Ziegler in Stuttgart an den Emdener Pfennigmeister abgefertigt. Bei diesem fand er das „verlegene" Schreiben vom vorigen Jahr. Der Pfennigmeister, so erklärte sich Stammler nachher gegen Breuning, sei „principaliter" zu der Sache abgefertigt gewesen, habe aber dieselbe seiner Geschäfte halber nicht selbst verrichten können und habe daher ihn substituirt. Weil aber das Datum des Schreibens jetzt nicht mehr stimmte, habe „man", so fuhr unser Augsburger Bummler fort, die Jahreszahl 93 in 94 verändert.

Die „Fälschung" wäre also sehr harmlos; nur fragt es sich, wer dieselbe vorgenommen haben soll. Unter der unbestimmten Collectivperson, die in Stammler's Aussage die Thathandlung begeht, scheint nach der natürlichsten Auslegung er selbst im Vereine mit dem Pfennigmeister verstanden werden zu müssen. Nur steht dieser Annahme das kleine Bedenken entgegen, daß das Schreiben, wie wir aus Stammler's Munde wissen, versiegelt war. Freilich handelt es sich da noch um ein ganz anderes Bedenken. Das Schreiben trägt nämlich die Unterschrift „Friedrich Duc de Wirtemberg-Montbeliard", und Breuning, der das

*) Sattler V. 146 f. Beilage 26.

Datum so scharf auf's Korn nahm, sagt gar nicht, daß er auch an der Unterschrift etwas Verdächtiges gefunden habe*). Wenn aber diese Unterschrift ursprünglich vom 20. Februar 1593 ist, so stammt sie aus einer Zeit, wo Herzog Ludwig's Lämpchen († 8. August) noch nicht ganz erloschen war, würde also, wenn der sie zu Gesicht bekommen hätte, eine Controverse verursacht haben, die vielleicht nicht so friedlich abgelaufen wäre wie die Kronenscene im zweiten Theil von Shakspeare's Heinrich IV.

Allein der entgegengesetzten Annahme stehen ernstlichere Bedenken im Wege. Wenn nämlich die Aenderung des Datums in Stuttgart geschah, so wurde sie selbstverständlich von der gleichen Kanzleihand bewerkstelligt, die das ursprüngliche Datum geschrieben hatte, und dann lag für Breuning kein Grund zur Vermuthung einer Fälschung vor. Noch mehr jedoch: wenn das Schreiben nach Stuttgart zurückgekommen wäre, so hätte es dort, nachdem Ihering seinen Auftrag abgelehnt, für nicht weiter bestellbar erkannt werden müssen. Demnach scheint sich die Wahrscheinlichkeit trotz alles Bedenkens auf die Seite der ersteren Annahme zu neigen. Ist aber diese die richtige, so wird die „Fälschung", obgleich an einem verschlossenen Schreiben verübt, geradezu eine Tugend: denn alsdann hat sie die Unterschrift mit dem Herzogstitel glücklich weiß gebrannt.

Unser Abenteurer trat nun mit dem Schreiben zu London auf, wo er gewiß in seiner Offenherzigkeit gegen Nie-

*) Er sagt zuerst, sie sei ihm „etwas glaublich gewesen", fußt aber gleich darauf ohne Weiteres auf der zweifellosen Echtheit von Hand und Sigill, während er seinem Herrn stillschweigend den usurpirten Titel vorhält. S. 60 f.

mand verhehlte, daß er ein Augsburger Stammler sei, ein Sohn des gewesenen Obervogts von Stettenfels. Die Beglaubigung aber lautete auf den Pfennigmeister in Emden. Da man nun, wie wir uns schon hinlänglich überzeugt haben, unter dem englischen Weiberregimente trotz all seiner Großartigkeit wundersame Zumuthungen auswärtiger Gönner lieber mittelbar als unmittelbar abwies, so wird man ihm ohne allen Zweifel gesagt haben, diesem Schreiben könne keine Geltung beigemessen werden, was er eben so unzweifelhaft pflichtschuldigst nach Stuttgart berichtet hat. Wenn es also in der Erklärung an Burghley heißt, jenes erste Schreiben sei laut eingelaufenen Berichtes nicht überliefert worden, so ist dies in so fern richtig, als die Ueberlieferung nicht durch den rechten Mann geschah. Ueberliefert aber wurde es, denn Breuning hat es ja von Essex zur Einsicht erhalten, und es liegt heute noch im British Museum aufbewahrt.

Hatte nun Stammler sich unbefugt von Ihering substituiren lassen, und wurde er jetzt auf seinen Bericht hin vom Herzog jach zurückberufen und in die Wippe gesprochen, so geschah ihm sicherlich vollkommen recht. Allein das gerade Gegentheil erfolgte. Nicht nur steht in dem Verleugnungsschreiben kein Wort davon, daß er sich von vorn herein unberufen in die Commission eingedrängt habe, sondern man liest ganz deutlich, daß er jetzt wiederholt und auf seinen eigenen Namen mit der Sollicitation betraut worden ist. Die Bitte, heißt es ja, sei erneuert worden. Durch wen anders aber kann die erneuerte Bitte jetzt eingereicht worden sein als durch Stammler?*)

*) »Qui ante aliquot annos certum pannorum numerum

Somit können denn auch seine Abschriften der beiden Bittschreiben späteren Datums, zumal im Hinblick auf die Echtheit seiner Abschrift des früheren Schreibens, nicht mehr so unglaublich erscheinen, wie sie Breuning fand. Bei dem an Burghley gerichteten hält der Glaube freilich etwas schwer, denn man muß zu der goldenen Last der Kette auch noch andere Lasten tragen, nämlich Ausdrücke himmelhoher Herablassung*); aber wir wissen ja von Stammler, daß der Brief den würdigen alten Herrn, trotz der Floskeln, die er nachher gegen Breuning machte, ein wenig verdrossen hat. Ob er gleichwohl die Kette annahm oder ob sie, zurückgewiesen, in den Händen des Agenten blieb, ist nicht zu ermitteln; doch hatte damals, wie bekannt, fast Alles offene Hände.

Was Breuning an den beiden Abschriften besonders verdächtig fand, war abermals das Datum, nämlich „Stuttgart den 12. December 1594", zu welcher Zeit der Herzog, wie er sich erinnerte, nicht in Stuttgart, sondern „wegen Sterbsleuffen" anderswo im Lande gewesen war. Stammler verantwortete sich hierauf, die Briefe seien „wegen Weite des Wegs" vorausdatirt worden, damit sie nicht zu alt würden, und auch diese Aussage ist an sich durchaus glaubwürdig. Man darf nur das Datum des Concepts vom „Julii 95" betrachten. Es ist ein Kanzleidatum, das fast wie ein Kanzleitrost lautet, aber für das Verfahren in Datirung der

---

exportare ex Anglia debuerat«, das war buchstäblich genommen Ihering, aber mitten im Satze verwandelt sich derselbe in Stammler, denn, heißt es, Breuning habe berichtet, »quomodo eundem adhuc illic repererit importune instantem.«

*) »Monsieur, Je ne doute« etc. » . . . Dont mon commis, le present porteur, ha charge vous faire present de ma part vne chaine d'or pour vos peines, la quelle accep-

auswärtigen Correspondenz bezeichnend ist*). Freilich, wenn ein Gesandter sein Creditiv in einem Weinhefenfasse verbergen mußte, welchen Zufällen und Verzögerungen mögen solche Versendungsstücke in geringeren Händen ausgesetzt gewesen sein!

Eher als ein nicht mit dem Aufenthalte des Herzogs stimmendes Datum könnte die lange Zwischenzeit von Stammler's Ankunft in London, Frühjahr 1594, bis zum Einlaufe der wiederholten herzoglichen Schreiben vom December dieses Jahres befremden. Allein Stammler hat dem Gesandten bei einer ganz andern, unverfänglichen Gelegenheit, nämlich gleich beim ersten Zusammentreffen im weißen Schwan erzählt, er habe dem Herzog dazwischen eine Commission in Frankreich besorgen müssen.

Während so mehr und mehr die Zweifel schwinden, kommt aus England noch ein directes Zeugniß für die Echtheit dieser Abschriften nach. Das eine der beiden December-

---

teres, s'il vous plaist, de bon coeur, et en tous lieux, ou j'aurey moyen de recognoistre cela en Vostre endroict, ie suis [?] content de vous gratifier a Vostre contentement etc.«

*) Das Schreiben selbst ist vom 14. Juli 1595 datirt (Rye p. LXX). Am 7. Juli war Breuning wieder in Stuttgart eingetroffen, hatte das Schreiben von der Königin überbracht und sodann seinen Bericht erstattet, der aber wohl mehr als acht Tage in Anspruch nahm. Diesmal jedoch war die Rückantwort dringend, daher für alle Fälle wenigstens das Datum zeigen sollte, daß man sie unverweilt erlassen habe. Das Kanzleidatum wird also etwa so viel besagen, daß sie noch im Juli abgegangen ist. Wahrscheinlich wurde sie der Post übergeben, und da Schreiben dieser Art, bei aller Mangelhaftigkeit der Verkehrsverhältnisse, sicherer liefen als persönlich überbrachte, so ist nicht zu zweifeln, daß dieses Julischreiben ohne Anstoß nach London gelangte, wo es denn auch heute noch liegt.

schreiben nämlich, das an Burghley, ist noch vorhanden und von Mr. Rye gelesen worden. Derselbe theilt zwar nicht den Wortlaut, wohl aber den Inhalt und insbesondere auch das Datum mit*), und eine Angabe wie die andere stimmt mit Stammler's Abschrift dieses Schreibens völlig überein. Es bleibt sonach nichts übrig, als auch der Abschrift des zweiten Schreibens an die Königin, vom gleichen Datum und auf ihn selbst als „mon commis Jehan Henry Stamler" ausgestellt, nunmehr vollen Glauben zu schenken.

Dieses Datum der erneuerten Bitte aber, 12. December 1594, führt zu der überraschenden Entdeckung, daß Stammler seine Sollicitation, nämlich die zweite, wirkliche, auf's Allerhöchste erst etwa zu Anfang 1595, knapp acht Wochen vor Breuning's Absendung, in's Werk setzen konnte; und unwillkürlich fragt man sich, ob dieser die Wahrheit sagt, wenn er berichtet, er habe die beiden Schreiben nicht im Original gesehen. Von dem an Burghley ist es zu glauben; aber das an die Königin konnte er doch sicherlich so leicht erhalten wie das frühere. Hat er es aber gesehen und für echt erkannt, so mochte ihm freilich die Feder ihren Dienst versagen. Auch hätte er, wenn er offen herausfuhr, nicht mehr so geschickt auf Stammler losschlagen können, um den Herzog zu treffen. Breuning war ein kluger Mann, geriebener als der Hofprediger Lucas Osiander, dem unter seinen Paukenschlägen die Kanzel zusammenbrach.

Unser Augsburger Abenteurer droht uns unter der Hand,

---

*) Er fährt in der Aufzählung der Schreiben von 1594 fort: »The Duke on the 12th of December adresses a request to Lord Burghley to be allowed to transport, free of duty, 1000 pieces of cloth, sending him a gold chain for his trouble.« (Introduction p. LXIII.)

die vom herrschenden Rettungsfieber angesteckt scheint, immer unschuldiger zu werden. Da würden wir denn doch das Geschäft schlecht verstehen. Heutzutage rettet man bloß noch große Tyrannen und Kaiser, nicht aber einen armen Schlucker, der auf alle Fälle Unrecht behalten soll. So müssen denn auch wir jetzt wohl oder übel, von dieser Seite wenigstens, mit dem Strome schwimmen und den dummen Teufel fallen lassen. Er hat sich einmal jenen Mächten verschrieben, die er nun in kummervollen Nächten kennen lernt, nicht den himmlischen, sondern den Göttern dieser Welt, die ihn in das diplomatische Leben einführten und schuldig werden ließen.

Bereits sehen wir ihn auf abschüssiger Bahn: denn er erbot sich gegen Breuning, nach Emden zurückzugehen, und hat nicht Wort gehalten. Freilich ist er vielleicht auch hierin nicht so schuldig wie er aussieht, denn man hat ihn nicht nur moralisch, sondern, wie leicht zu erachten, auch finanziell auf den Sand gesetzt. Der Secretarius Ziegler, auf dessen Privatcasse er in seinem Aberglauben „yetzo alle Costen gehen" sieht, wird wenig von sich hören lassen. Breuning, falls er je den Muth haben sollte, diesen anzugehen, weiß selbst kaum wie er das nöthige Geld zur Heimreise aufbringen soll. Läuft vollends das Julischreiben an Burghley ein, so kann sich der aufgegebene Agent in London nicht mehr halten. Den Kaufschilling für die Tücher anzugreifen möchten wir ihm nicht rathen, schon darum weil er ihn nicht in Händen hat: der Pfennigmeister in Emden sollte vorderhand für die Bezahlung dieses Artikels sorgen. Das Kleinod, von dem er fabelte, wird nicht einmal in Emden, sondern wohl gar noch in Stuttgart sein*).

*) „Es were auch ein Cleinnot wie ein Schüff formirt ent-

Während aber so für seinen Wortbruch mildernde Umstände sprechen wollen, ist es gerade unter diesen Umständen nur um so verdächtiger, daß er sich ein Pferd kaufen will. Dazu gehört einmal Geld, und dann reist man von London nach Emden nicht zu Pferde.

Doch was brauchen wir uns mit bloßen Vermuthungsschlüssen aufzuhalten? Haben wir ja doch einen geschworenen Zeugen gegen ihn. Sattler, der hier recht wie mit einer Verzahnung in die Lücke unserer Geschichte eingreift, sagt bei Erwähnung des Zusammentreffens zwischen Breuning und Stammler von Letzterem: „Dieser machte sich durch seine Aufführung verächtlich und wurde wegen seiner liederlichen Streiche aus dem Königreich verwiesen.“ *)

Freilich, ist der erste Theil seines Satzes nur aus Breuning's Relation geschöpft, so las er solche, zumal ihm auch das Juliconcept zu Gebote stand, mit stark angelaufener Brille. Nun haben wir zwar früher schon aus einem Beispiel ersehen, daß er allerdings an dieser Stelle nicht ganz correct berichtet, daß er eine ihm in seiner Quelle vorliegende Unterredung etwas zu flüchtig überlesen hat. Wo er aber, wie im zweiten Theil des Satzes, nicht etwa bloß einen Schluß zieht, sondern eine positive Thatsache gibt, da wird ihm Niemand, der ihn kennt, den Glauben entziehen. Er würde nicht sagen, Stammler sei aus England verwiesen

---

halben“ 2c., d. h. jenseits vorhanden, sagt Stammler in Breuning's Relation. Dieser braucht das Wort zweimal, und jedesmal in einem Zusammenhange, wo er sich etwas unbestimmt ausdrücken zu wollen scheint. Das Kleinod dürfte uns indessen vielleicht später noch einmal unter die Hände kommen.

*) V, 185.

worden, wenn er nicht eine besondere Quelle vor sich gehabt hätte, die ihm von dessen Leben und Thaten über Breuning's Mittheilungen hinaus noch etwas Weiteres berichtete. Aus diesen kann er seine Aussage nicht genommen haben, es müßte ihm denn nur das freiwillige Erbieten Stammler's, nach Emden zu gehen, zu einer „Verweisung aus dem Königreich" geworden sein. Wer möchte ihm ein Einnicken dieser Art zutrauen? Das Julischreiben sodann konnte ihn immerhin schließen lassen, daß Stammler nach dessen Eintreffen in den Augen der englischen Regierung ganz und gar überflüssig geworden sei; die Verschuldungen jedoch, deren dieser von Breuning und dem Herzog bezichtigt wird, waren für Sattler, im Sinn der Redeweise seiner Zeit, etwa „lose und leichtfertige Stücke", aber noch lange nicht „liederliche Streiche". Die Quelle freilich, die ihm von solchen erzählte, findet sich laut zuverlässiger Versicherung im K. Archiv zu Stuttgart nicht mehr vor.

Wer mit Sattler's Sprache vertraut ist, wird in diesem Ausdruck einen mehr oder weniger hochnothpeinlichen Beigeschmack empfinden. Da wir nun unsern Helden bei Breuning zuletzt in einem Pferdehandel begriffen sehen, so läßt uns dieser Berichterstatter mit seinem Abgang aus England in einer Art dramatischer Spannung zurück. Er selbst hatte die Pferde so „werth und theuer" gefunden, daß man „alles mit doppeltem Geltt bezahlen" mußte, und da in London nichts zu haben war, so hatte er sich, obwohl ebenfalls fruchtlos, nach Greenwich („Grinowitz") gewandt. Andern erging es nicht besser. „Es hatte Landtgraue Moritz von Hessen Pferdt halben einen Lacqueien lange Zeytt zu Londen liegen gehabt, aber hette uß angezognen Uhrsachen noch zu unserem Abreysen diß Orths nichts verrich-

ten können".*) Auf einem so beschaffenen Markte konnte sich ein Mensch in verzweifelter Lage, wie Stammler, durch einen glücklichen Pferdekauf, als Zwischenhändler nämlich, am besten auf die Beine zu helfen hoffen. Leider nur, je kleiner das Betriebscapital, desto größer die Schwierigkeit und die Versuchung. „Junge Leute wollen auch leben" — dieser Gedanke eines witzigen alten Kopfes kann unter gewissen Umständen gar leicht auch in einem unwitzigen jüngeren Gehirne aufgegangen sein.

---

*) „Von Rossen", sagt die Badenfahrt, „hat es sehr viel, die doch niederträchtig und klein, aber gantz gäng, mehrertheils herrliche gute Zelter, und verschnitten. Es wird auch von der Königin ohne Paßport niemandts gestattet, solche Pferdt außerhalb des Königreichs zu verführen."

2.

Der Wirth zum Hosenband und seine deutschen Gäste.

Wir sind hart vor dem Punkte angelangt, um dessen willen wir den ganzen weiten Weg unternommen haben. Der Vorhang des altenglischen Theaters öffnet sich nach beiden Seiten, und die Lustigen Weiber von Windsor sollen über die Bretter gehen.

Zuvor aber werfen wir noch einen Blick auf das Publicum, das eifrig an seinen Thonpfeifen saugt*), und versuchen den geschichtlichen Thatbestand, dessen genaue Feststellung denn doch etwas Zeit und Athem gekostet, wieder in jene schwankenden Gerüchte aufzulösen, wie sie aus den Vorzimmern des Hofes nach der Börse und unter das Volk gedrungen sind. Da ist zuerst ein deutscher Herzog aufgetreten, der eigentlich kein Herzog, sondern der Neffe oder Vetter eines solchen war. Von dem ist dann ausgekommen, daß er das Hosenband begehre, und man sieht auch einen Gesandten um den andern anlangen, der dem Vernehmen nach um diesen Orden sollicitirt**). Auf ein=

*) Vgl. das bekannte Itinerarium von Paulus Hentzner.

**) La Fontaine meinte gegen Breuning, wenn man von Anfang an statt durch die wiederholten Gesandtschaften die Sache durch

mal aber platzt von gleicher Seite eine Sollicitation um zollfreie Ausfuhr von tausend Tüchern herein und macht den Lärm noch größer*). Jetzt trifft vollends ein Vierter oder gar Fünfter (Breuning) ein, der in einem königlichen Schiff auf goldenem Kissen unter einem Himmel von rothem Atlas nach Hof geholt wird. Ist das wohl der Herzog selbst? Oder kommt der Herzog erst nach? Und was werden diese merkwürdigen Mompelgarter noch für weitere Forderungen ersinnen? Doch während man sich so fragt, und während man Alles, was zum Herzog eine Beziehung hat oder sich gar für seinen Gesandten, seinen Vertrauten ausgibt, mit dem postulirten Hosenbande behaftet sieht, wird von einem der Fremdlinge ein Fallstaffsstreich begangen, und der schlägt durch.

Die Komödie der „Lustigen Weiber" **) ist ein mit genialem Wurfe leicht gezimmerter Bau, dessen Material in gewissem Sinne ganz und gar der Wirklichkeit und zum Theil der Wirklichkeit des Tages entnommen ist. Die Hel-

---

fleißiges und zweckmäßiges Correspondiren mit den geeigneten Personen betrieben hätte, so wäre sie, neben Ersparung der Kosten und besserem Erfolge, namentlich auch heimlicher geblieben. Breuning's Relation S. 69.

*) Selbst Sattler, der doch die Acten vor sich hatte, bringt in der schon mehrfach angeführten Stelle (V, 185) die Hosenbandgesandtschaft und die Tuchagentschaft einigermaßen durcheinander. Wenn übrigens an der Aussage Stammler's, er sei ersehen, der Königin ein Kleinod im Werthe von vierhundert Pfund zu überreichen, etwas Wahres ist, so war er wirklich nicht blos Tuch-, sondern nebenbei auch gelegentlicher Hosenbandagent. Es findet sich wohl noch eine Gelegenheit, auf diese Aussage zurückzukommen.

**) Vgl. des Verfassers Einleitung und Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der Merry Wives of Windsor, Leipzig, Brockhaus.

dinnen selbst, ohne darum gerade Porträts sein zu müssen, sind aus dem Leben gegriffen; das würde selbst der trockene Verfasser der Badenfahrt bezeugen, der uns mit seiner in wenigen Strichen gegebenen Zeichnung der englischen Weiber sofort auf den Boden dieses Stücks versetzt. In noch näherem Sinne wirklich sind Fallstaff und Genossen, durch wiederholte Theateraufführungen eingebürgerte Lieblingsfiguren des Publicums, die sich nachgerade zu stehenden Charaktermasken eigneten, bei welchen Niemand fragt, wie sie auf einmal in andere Verhältnisse gekommen. Völlig historisch ist Robert Shallow, Esq., aus dessen silbernen Wappenhechten Sir Thomas Lucy heraussieht, als ob er mit Vor- und Zunamen genannt wäre. Ein närrischer ausländischer Doctor hat sogar einmal in Windsor selbst gelebt; um die komische Wirkung zu erhöhen, legte der Dichter dieser Figur den Namen eines weltberühmten englischen Arztes und königlichen Leibarztes bei, des Doctor Cajus, der vor nicht allzu langer Zeit gestorben war. Vetter Slender endlich, der wälsche Pfarrer und der Wirth zum Hosenbande gleichen jenen alten Conterfei's, welche der Beschauer auf den ersten Blick für wohlgetroffen erklärt, als ob er die Originale selbst gekannt hätte. Dabei erhält Slender wenigstens als Wappenherold und Titelausrufer Shallow's einen gewissen Antheil an dessen historischer Wirklichkeit.

Man kann also in dem Stücke drei Gruppen von Figuren unterscheiden: eine rein typische, eine theatergeschichtliche und eine persönlich wirkliche, von welchen die letzten

---

Jener Commentar und die gegenwärtige Abhandlung ergänzen einander gegenseitig in Betreff dieser Komödie.

beiden selbstverständlich zugleich wieder mit der ersten das Typische gemein haben. Aus der dritten Gruppe ist Sir Thomas Lucy, eine gefährliche Dignität der Umgegend von Stratford, sehr glücklich in die zweite und mit ihr zusammen nach Windsor eingeschmuggelt, auf einen Boden, wo diesem Feinde offener mitgespielt werden konnte, als es bereits in einem früheren Stücke geschehen war. Da jedoch auch Windsor selbst als Ort der Handlung in die Wirklichkeit des Tages hereinragt und gewiß nicht ohne Grund gewählt ist, sei es mit Rücksicht auf die Königin, sei es, weil diese Stadt, wie alte Schwankbücher anzudeuten scheinen, eine der lustigeren des lustigen Altengland war; so darf man mit Recht erwarten, das Local durch gebürende Wahrzeichen repräsentirt zu sehen. Herne's Eiche genügt hiefür noch lange nicht: es bedarf einer lebendigeren Ausstattung, und so bleibt nur zu errathen, daß einige der gesundesten Figuren lebende Windsorer Originale oder doch nicht weit davon her sind. Der französische Doctor, wenn auch vielleicht einer ferneren Vergangenheit angehörig, ist bereits in dieser Eigenschaft bezeugt; es liegt daher sehr nahe, seinen beiden nächsten Mitbürgern und Geistesverwandten, Pfarrer und Wirth, den gleichen Anspruch einzuräumen.

Wenden wir uns zu dem Letzteren. Mine Host of the Garter ruht nun jedenfalls mit seiner Existenz auf festem Grunde, und zwar läßt sich dies ästhetisch beweisen. Er hat in jenem Duellhandel, der sich auf dem Gipfel komischer Charakteristik bewegt, den Doctor und den Pfarrer zum Besten gehabt, wofür ihm die beiden wiedervereinigten Gegner Rache schworen. Sehen wir nun, wie diese vollzogen wird. Die poetische Gerechtigkeit der Komödie for-

dert, daß die Vergeltung wirklich eintrete, und die Oekonomie des Stücks verspricht, daß die beiden Verschwornen sie, mit so viel oder so wenig Witz als ihnen zu Gebote steht, selbstthätig üben. Statt dessen kommt ihnen der Zufall ganz von außen her zu Hülfe und spielt dem Wirthe einen Streich, worüber sie ihn nur noch zu verhöhnen brauchen.

Die Episode ist diese. Zugleich mit Fallstaff und Compagnie, dem Principalschelm und seinen dienstbaren Mitschelmen, liegt eine ähnliche Sippschaft, die hinter der Scene bleibt, im Gasthaus zum Hosenbande. Es ist ein Deutscher, der zwei nicht näher bezeichnete Gentlemen im Gefolge hat. Die für den Text maßgebende Folio spricht abwechselnd von „ihm" und von „ihnen". Wir nehmen daher den Text so weit wörtlich. „Herr," sagt Bardolph, den der Wirth zum Kellner angenommen, „der Deutsche verlangt drei von Euren Pferden; der Herzog will morgen zu Hof aufwarten und sie wollen ihm entgegen reiten". „Was sollte das für ein Herzog sein, der so heimlich kommt?" versetzt der Wirth. „Ich höre nichts von ihm bei Hofe. Laß mich mit den Herren reden. Sprechen sie englisch?" „Ja, Herr", antwortet Bardolph, „ich will ihn herrufen." „Meine Pferde können sie haben," bemerkt der Wirth, „aber ich will ihnen die Rechnung dafür machen. Ich will sie schröpfen. Sie haben mein Haus eine Woche lang in Beschlag gehabt, ich habe meine andern Gäste abweisen müssen, dafür sollen sie mir blechen, ich will sie schröpfen."

So wird denn, trotz des Zweifels, den der Wirth in den angeblich erwarteten Herzog setzt, das Gesuch mit halbem Vertrauen bewilligt, nämlich Bardolph soll hinter einem

der Fremden aufsitzen und mitreiten. Ein paar Scenen darauf aber kommt dieser mit Zetermordio zurück. „Wo sind meine Pferde?" ruft ihm der Wirth entgegen. „Auf und davon mit den Spitzbuben!" berichtet Bardolph. „Kaum war ich über Eton hinaus, so warfen sie mich hinten ab in eine Kothlache, gaben die Sporen, und fort, wie drei deutsche Teufel, drei Doctor Faustusse". „Sie sind nur ihrem Herzog entgegengeritten, Schurke", tröstet sich der Wirth. „Sag' nicht, sie seien durchgegangen. Deutsche sind ehrliche Leute." Nun kommen Pfarrer und Doctor nach einander herbeigestürzt. „Mein Wirth", sagt der Erstere, „habt Acht auf Eure Einkehr. Da sind, wie ich höre, drei deutsche Spitzbuben" — wörtlich „Vetter Deutsche", auch, wenn man will, „leibliche Vettern", oder vielmehr Vettern und Deutsche und Spitzbuben alles mit einander, ursprünglich aber, wie die Quarto verräth, „Vetter Garmombel" *) — „die alle Wirthe zu Reading, Maidenhead und Colebrook geprellt haben, um Pferde und um Geld." „Mein Wirth", sagt der Doctor, „ich weiß nicht, aber da geht die Rede, Ihr machet große Präparation für einen Herzog aus Deutschland. Auf mein Wort, es ist nichts mit diesem Herzog, der Hof weiß von keinem, der da kommen soll."

Damit lassen sie ihn heulend und schreiend stehen, und die Episode ist zu Ende.

Der Eindruck, welchen dieses dem Wirthe rein außer-

---

*) Die Quarto, welche die Reden in umgekehrter Folge gibt, läßt zuerst den Doctor sagen, ein deutscher Herzog sei an den Hof gekommen und habe alle Wirthe in Brentfort und Reading geprellt, dann spricht der Pfarrer von »three sorts of cosen Garmombles«, die in Maidenhead und Reading das Gleiche gethan haben sollen.

halb der Handlung zustoßende Mißgeschick auf den Leser von heute hervorbringt, ist äußerst schwach. Die Episode würde auch keinen Witz, ja keinen Sinn haben, wenn man ihr nicht ansähe, daß sie dem Zuschauer von damals etwas Anderes war, daß sie für ihn ihre Erklärung in sich selbst trug und eine komische Wirkung auf ihn hatte, die von außen kommen mußte. Es wird daher auf den ersten Blick einleuchten, daß hier keine Fiction des Dichters vorliegt, sondern eine Anspielung auf eine wirkliche Begebenheit. Diese Begebenheit aber mußte, wenn sie der Dichter sich selbst zu Danke und mit Aussicht auf Erfolg an die Stelle dramatischer Fortentwicklung zu setzen wagen konnte, eine erkleckliche komische Kraft besitzen und zugleich sehr bekannt sein. Nun hat die Prellerei, die hier in einiger Entfernung an uns vorübergeführt wird, für sich selbst sehr wenig komischen Gehalt und so viel wie gar keinen Anspruch auf Verbreitung, zumal in einer Zeit, wo Prellereien alltäglich waren. Sie kann also diese Eigenschaften nur durch die dabei betheiligten Persönlichkeiten erlangt haben, entweder durch beide zusammen, die prellende und die geprellte, oder durch die letztere allein, jedenfalls aber vorherrschend durch diese: denn in einer auf der Bühne des Lebens spielenden Tragikomödie, deren Wirkung sich nur in der nebenmenschlichen Theilnahme des Zwerchfells entladet, ist meist nicht der handelnde, sondern der leidende Theil Protagonist.

Dies der ästhetische Beweis für das Dasein des Wirths zum Hosenbande als historische Person. Daß er aber nicht bloß im Allgemeinen als solche, sondern daß er, wie er leibt und lebt, als Portraitfigur — potenzirt vom Dichter, ver-

steht sich — gezeichnet ist, das kann jetzt vollends keinem Zweifel mehr unterliegen.

Die ephesischen Redensarten, welche dieser Wirth im Munde führt, lassen sogleich errathen, daß er sein Latein vom Umgang mit den Schauspielern hat. Wenn diese außerhalb Londons an das königliche Hoflager befohlen wurden, um eine Vorstellung zu geben, so waren sie auf ein Wirthshaus im Orte angewiesen, wo es, den jeweiligen Persönlichkeiten gemäß, bunte Auftritte abgesetzt haben mag. Gab es nun unter jenen Wirthen solch einen allbekannten, großmäuligen, tollen Erzspaßvogel, der alle Welt foppte, dem natürlich auch die Schauspieler einen und den andern nichtsnutzigen Streich einzutränken hatten, und war gerade einem Solchen in all' seiner übermüthigen Unfehlbarkeit die Eule aufgesessen, daß er sich von einem Fremden, von einem Ausländer prellen ließ, so lag in der nackten Thatsache für sich allein schon ein ausgezeichneter Spaß, der, wenn er auch nur stofflich auf die Bretter gebracht wurde, des Erfolges sicher sein konnte. In derartigen Fällen leistet die Wirklichkeit mehr als alle Erfindung, und das Publicum greift mit seinem schallenden Gelächter unmittelbar in die komische Handlung ein.

Nur unter dieser Voraussetzung erklärt es sich, wie Shakspeare einen für den ersten Blick so unorganischen Brocken in das Stück einschieben mochte, das just durch ein solches Einschiebsel an Tages- und Localfärbung gewann. Bedenken wir nun noch im Zusammenhange mit all dem, daß von den als Einwohner Windsor's aufgeführten Personen gerade der Gastwirth eine der charakteristisch markirtesten ist, so markirt, daß schon vor seinem Auftreten die andern sich auf ihn als Schiedsrichter berufen, so werden wir für

die Vermuthung, daß diese Figur vorzugsweise ein locales Original, ein Ortswahrzeichen vorstellen soll, wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beanspruchen dürfen.*)

Mag nun übrigens die Vermuthung zutreffen oder mag der Wirth von einem der andern königlichen Hoflager nach Windsor verpflanzt sein, mag auch der sonstige Inhalt der Episode Zweifel einflößen, ob er buchstäblich wahr sei oder auf einem aus Haß gegen die „damned foreigners" übertreibenden Gerüchte beruhe, historisch ist die Episode, und der Gastwirth ist es ebenfalls. Daß aber auch dem Deutschen die gleiche Eigenschaft zukommt, das ließe sich zunächst abermals ästhetisch demonstriren. Wie hätte der Dichter Beziehungen, die im Stücke selbst nirgends eine Heimat finden, die vorgebliche Ankunft eines deutschen Herzogs und das Gebaren seines Pseudogesandten, so unvermittelt mit ein paar abgebrochenen Worten hereinschleudern können, wenn nicht auch sie Bestandtheile einer Tagesbegebenheit gewesen wären, deren blitzschnell vorübergehende Berührung Jedermann verstand? Doch es gibt ja noch einen stricteren Beweis, den wir schon früher angedeutet haben und nunmehr als Schlußstein in die bisherige Beweisführung einfügen.

Sollte nämlich noch gezweifelt werden können, nach

---

*) In Dingen dieser Art scheint Shakspeare nicht blöde gewesen zu sein. So hat er zweien seiner ergötzlichsten komischen Figuren die Namen von Stratforder Mitbürgern gegeben. In dem Verzeichniß der „Recusanten", die 1592 von einer aus Sir Thomas Lucy und einigen anderen Edelleuten zusammengesetzten königlichen Commission zur Untersuchung gezogen wurden, finden sich ein William Fluellen und ein George Bardolph aufgeführt.

welcher Seite hin das deutsche Personal der Episode zu beziehen sei, so bietet die Quartausgabe von 1602 jenen entscheidenden Namen, der jeden Zweifel löst. Diese Ausgabe ist ein Nach-, oder, richtiger gesagt, Vordruck, dergleichen meist auf Grund stenographisch gefertigter Theaternachschriften räuberisch und fahrlässig veranstaltet wurden*). Die Raubausgabe der Lustigen Weiber, eine der liederlichsten ihrer Art (obgleich ein Exemplar derselben vor ein paar Jahren mit 330 Guineen bezahlt worden ist), hat fast keinen Werth für die Textkritik und liefert eben darum auch wenig Stoff für die Discussion, die über das Verhältniß dieser Quartdrucke zu der Folioausgabe von 1623 geführt wird; und doch bestätigt sie das Sprichwort, daß nichts so schlecht sei, das nicht ein brauchbares Körnchen enthielte. Ein solches nämlich ist der schon erwähnte Ausdruck, den die Quarto an der Stelle des späteren „Vetter Deutsche" hat. Dieser Name Garmombel nun erklärt sich ohne Wörterbuch und Grammatik aus sich selbst: es ist der Unname, den die Mömpelgarter Reisenden von 1592 zurückgelassen haben**). Er klingt volksthümlich in des Worts

*) Plays have a fate — — —.
This — — — — —
Did throng the seats, the boxes and the stage,
So much, that some by Stenography drew
The plot, put it in print, scarce one word true,
And in that lameness it hath limp'd so long.
The Author now, to vindicate that wrong,
Hath took the pains upright upon its feet
To teach it walk: so please you, sit and see't.
Th. Heywood,
A Prologue to the play of Queen Elizabeth.

**) Außer der Anspielung auf Mömpelgart scheint der Name

verwegenster Bedeutung, d. h. er schmeckt nach der Gasse, auf der sich die schon sattsam bekannten „Gadenknechte" umhertrieben, und es mag sich vielleicht fragen, ob er der Handschrift des Dichters oder dem Munde des Schauspielers angehört, dem der Raubstenograph nachschrieb; jedenfalls aber bezeichnet er deutlich die Zielscheibe, auf die es abgesehen war.

Der Titel Vetter dagegen dürfte wohl aus höheren Regionen stammen. Elisabeth pflegte einen regierenden Herzog von Wirtenberg „Consanguineus" zu nennen*), und auch den Grafen Friedrich redet sie „mon cousin" an**); aber das Vetterrecht, das dieser am englischen Hofe geltend machen wollte, ging eben nach ihrer Ansicht über die berechtigten Ansprüche des Grafen und des Herzogs weit hinaus. Die Bemerkungen, die ohne Zweifel bei Hofe über einen so begehrlichen Vetter fielen, wurden bei ihrer Ausbreitung im Volke vergröbert, wobei es schwer sein wird zu unterscheiden, was heftiger kochte, das englische Nationalgefühl über die kleinmächtliche Ordenswerbung, oder das englische Schutzzollprincip über die mömpelgartische Freihandelstheorie. This England never did nor never shall etc.! Es bedurfte nur noch des Falles, der aus den Lustigen Weibern verlautet, dann erwuchs jene Vetterschaft zu einem Hexenkessel, in welchen nach bekannter Weise der ganze deutsche

noch ein besonderes Wortspiel zu enthalten. Er klingt an garboil an, worin die Bezeichnung von etwas Turbulentem liegen würde. Als nahe liegende Nebenform bietet sich dann noch Gartermomble dar, wobei verschiedene Bedeutungen von mumble mit hereinklingen mögen.

*) Sattler V, Beilage 7.

**) Rye p. LXII.

Name eingerührt wurde und aus welchem das bittere Sprüchlein „Deutsche sind ehrliche Leute!" von dem unübersetzlichen Wortspiel cousin und cozen begleitet emporstieg. Trösten wir uns mit der Jungfrau von Orleans, an welcher sich der englische Nationalgeist noch viel trauriger versündigt hat.

So tritt denn in unsere mömpelgartisch-wirtenbergischen Denkwürdigkeiten gerade da, wo Breuning und nach ihm Sattler verstummen, Shakspeare als Geschichtsquelle ein. Denn an welchem der sogenannten Mömpelgarter die Windsorer Episode hängen bleibt, das ist keine Frage. Es gibt ja nur Einen, der in Betracht kommen kann, nur Einen, der, während die Andern in sichere Stellungen zurückkehrten, die seinige verloren hat.

Wir sehen ihn nun auf der letzten und verhängnißvollsten Stufe des Pferdemarktes angelangt, in deren Hintergrunde der Galgen lauert. Er ist aber nicht mehr allein: es sind ihrer drei, und unsere unsterbliche Quelle thut uns den Gefallen, hervorzuheben, daß die Herren englisch können. Das ist in der That auffallend. Wir haben gesehen, auf welchem Fuße unsere Landsleute mit dieser Sprache standen: die Geschultesten unter ihnen sind an den bloßen Namen schon erstickt; wie mögen sie sich vollends zum Sprachkörper selbst verhalten haben? In London war dieser Mangel kein großes Hinderniß. Wir ersehen aus unsern Reiseberichten, daß Deutsche in allen Lebensstellungen dort angesiedelt waren; also gab es gewiß auch außerhalb des Stahlhofs deutsche Kellner; deutsche Dolmetscher und Fremdenführer waren, wie bekannt, jedenfalls zu haben; in höheren Kreisen brachte man sich französisch fort. Auf dem Lande aber fehlte es an jeder solchen Vermittlung, und daß nun

gar ein Stammler seine Geschäfte in der Landessprache betrieben haben sollte, wäre viel zu viel verlangt.

Unser Held muß also zwei englisch redenden, oder, bestimmter ausgedrückt, zwei englischen Gaunern in die Hände gefallen sein, deren es damals eine solche Unzahl gab, daß deutsche Zunftgenossen neben ihnen gar nicht Raum gefunden hätten, und die ihn in Gestalt dienstbarer Geister beherrschten, indem sie als Gesandtschaftsdolmetscher seine immer noch sehr verwerthbaren Qualitäten zu gemeinsamem Vortheil — falls sie nämlich ehrliche Spitzbuben waren — ausbeuteten. Stammler besaß, wie wir uns erinnern, Abschriften seiner Creditive, womit er sich bei Nichtdiplomaten zur Noth einiges Ansehen geben konnte. Er besaß vielleicht noch einen wirksameren Talisman. Essex hatte ihm persönlich ein Vertrauen bewiesen, das dem eigentlichen Gesandten sehr unangenehm gewesen war. Nun erfahren wir von diesem unter Anderem, daß man bei Hofe gegen Fremde, in deren Heimberichten man zu glänzen wünschte, mit Geleitschreiben, die ihnen die königlichen Schlösser und deren Sehenswürdigkeiten eröffneten, sich freigebig, ja gewissermaßen zudringlich erwies.*)

Irgend ein derartiges Document mag es gewesen sein, das man dem gefallenen Agenten bei veränderter Constellation abzunehmen vergessen hatte, und das jetzt seinen beiden Begleitern dazu diente, ihn zu einer möglichst wichtigen Person emporzuschrauben. Oder es waren vielleicht Augenzeugen vorhanden, die ihn beim Großstallmeister und beim

*) Breuning S. 46 f., wie auch S. 75 f. in der Rechnung, wonach er einem Secretär des Grafen Essex für einen „Einlaßbrief in J. Majestät Häuser" eine Krone verehrt hat.

Großschatzmeister als Beglaubigten, und zwar mehr als einmal während eines Jahres, hatten aus- und eingehen sehen. Wenn auch nur der vierte Theil der Wirthe von Reading bis Colebrook in die Falle gehen sollte, so muß ein Köder dieses Schlages im Spiel gewesen sein; denn mit bloßem Vorgeben ohne eine Art urkundlichen Ausweises war solchen allezeit gewitzigten Leuten nicht beizukommen.

Jetzt erst sehen wir den Schwindler in Wirklichkeit die ihm von Anfang an mit Unrecht in die Schuhe geschobene Rolle spielen. Er gibt sich für den Gesandten und Vorläufer des bekannten Herzogs aus, den er bei dessen Ankunft empfangen und nach Hof begleiten müsse. Diese Rolle war in Wirklichkeit natürlich nicht mehr an dem unmittelbaren Sitze des königlichen Hoflagers selbst durchzuführen, wohl aber in einiger Entfernung davon, wo man sagen konnte, man stehe zum Hofe in Beziehung, habe jedoch keinen Platz dort gefunden. Wir wissen ja aus der Badenfahrt, daß derselbe einem Kriegsheere glich und daß ein Theil des Hofhalts aus Mangel an „Losamentern" in Zelten wohnen mußte. Lag nun das Kleeblatt wirklich in Windsor, so wird sich der Hof etwa zu Reading aufgehalten haben, da sie über die Brücke nach Eton dem Herzog, der also angeblich wohl von London kam, entgegen zu reiten Miene machten. Die Quarto läßt die Spitzbubencavalcade nach der entgegengesetzten Seite, nach Maidenhead, ergehen, in welchem Falle sie den Herzog von Reading her, woher er vor drei Jahren wirklich gekommen war, zu erwarten vorgegeben hätten.

Der erlauchte Reisende war damals zu Windsor wahrscheinlich in einem Gasthause über Nacht gewesen, dessen

Schild jedoch die Badenfahrt verschweigt.*) Breuning kam bei seinem Besuche der königlichen Häuser ebenfalls nach Windsor und verzehrte daselbst über Mittag fünfzehn Schilling, „thut vier Gulden", aber auch er sagt nicht, wo. Nun gibt es im heutigen England bekanntlich Garter inn's genug; ob sie aber älteren Ursprungs oder erst auf Shakspeare's Komödie getauft sind, ist noch nicht ermitrelt. Wahrscheinlicher ist das erstere: denn der Schild der berühmten Pilgerherberge in Southwark, „Gasthaus zum Wappenrock", von Chaucer verherrlicht, reicht nahe an das Hosenband.

In der Kaaba des Ordens selbst zumal, in Windsor, war ein Wirthshaus dieses Namens mehr als irgendwo am Platze**).

---

*) Daß er im Gasthaus wohnte, ist zwar nicht gesagt, erhellt aber aus dem Zusammenhange. Der Kammersecretarius unterläßt es nämlich nicht zu berichten, wenn seinem Herrn eine Gastfreundschaft oder sonstige Ehre erwiesen worden ist. Von London, wo er im Gasthaus wohnte, wurde Graf Friedrich in einer königlichen „Gutschen" nach Reading abgeholt und „in deß Meyers daselbsten Behausung einlosirt", d. h. in des Mayors. Wenn in Windsor etwas Aehnliches geschehen wäre, so stünde es sicher in der Badenfahrt.

**) The R. Windsor Guide von 1834 führt einen Gasthof »Star and Garter« auf, dessen Name aber nicht in jene Zeit zurückreichen kann, da der Stern damals noch nicht zu den Ordensinsignien gehörte. — Uffenbach, der Windsor im Jahr 1710 besuchte, stieg daselbst in der „Sirene" ab. (Z. C. v. Uffenbach Merkwürdige Reisen 2c. III, 185.) — Ein Zeitgenosse Herzog Friedrich's, Fürst Ludwig von Anhalt, war 1596 in Windsor, sagt aber treuloser Weise nur:

„Wir sein zu Windesor ins Wirtshaus eingezogen,
Es ward dar unsrer pferd' im Stalle wol gepflogen" 2c.

(Beckmann Accessiones historiae Anhaltinae, S. 174.)

Nur ist, wenn auch ein solches dort bestand, nicht wohl zu glauben, daß unsere Reisenden mit demselben in Berührung kamen, denn das müßte diesen Ordensjägern ein so denkwürdiges Omen gewesen sein, daß sie das Haus unmöglich in ihren Berichten mit Stillschweigen hätten übergehen können. Stammler hinwiederum, wenn er sein Nest buchstäblich in Windsor aufschlug, konnte nirgends leichter Credit zu finden hoffen, als in dem Gasthause, wo sein jetzt angeblicher Herr von 1592 her gewiß unvergessen war, in einem Hause also, das allem Dafürhalten nach nicht den Schild des Hosenbandes trug. An ihm jedoch in seiner jetzigen Figur haftete das Hosenband wie ein weit nachziehender Kometenschweif, und wäre er selbst auch etwa hiegegen blind gewesen, so würde sein Gefolge, zwei praktische Engländer, schon dafür gesorgt haben, ihm den Staar zu stechen. Den Herzog, den er vertrat, konnte ja wohl nichts anderes wieder nach England führen, als die Empfangnahme der Ordensinsignien.

Mag er nun aber denjenigen seiner Streiche, der in den Lustigen Weibern aufgegriffen ist, zu Windsor selbst oder anderswo begangen haben, mögen im damaligen England Garter inn's gewesen sein oder nicht, so ist es doch kaum wahrscheinlich, daß der Zufall dem mit dem Nimbus der Hosenbandwerbung umgebenen irrenden Ritter auch noch ein Gasthaus des Namens zum Schauplatz seiner Thaten angewiesen haben sollte. Eine komische Leistung wie diese geht doch nahezu über die Kräfte des Zufalls, und es scheint daher wahrscheinlicher, daß die Kunst nachgeholfen hat. Wenn ein heutiger Löwen- oder Adlerwirth, der für die ihm vorgespiegelte Durchreise eines gekrönten Hauptes vergebliche Vorbereitungen gemacht hätte, von der Volkslaune fortan

Kronenwirth benamset würde, so wäre der Witz durch den Umstand, daß daneben Gasthöfe zur Krone in Menge existiren, gar nicht abgeschwächt, er würde vielmehr in dem aufgedrungenen fremden Schilde fast noch lustiger schillern.

Man wird also schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß jener so allmächtig spaßhafte Wirth erst zufolge seines Abenteuers mit einem spitzbübischen Hosenbandgesandten von Fama's Gnaden zum Hosenbandwirth von Humors wegen erhoben worden ist. Trifft diese Annahme zu, dann ist unser Wirth „nicht bloß selbst witzig, sondern auch Ursache, daß andere Leute witzig sind"; und zwar tritt diese Verdoppelung seines komischen Werthes nicht erst mit der Scene ein, wo Bardolph die Pferde für den Deutschen verlangt, sondern sie ist von vornherein gegeben, so daß die ausgesuchtesten Späße, die er macht, zwar dankbar in Empfang genommen, aber immer wieder vom Gelächter über seine Schilderhöhung zugedeckt werden. Dieses Gelächter erhält sodann eine wohlangelegte Steigerung: es wird in der ersten Scene durch Nennung seines Namens wachgerufen, während er selbst noch abwesend ist; dann tritt er auf, von Falstaff mit der feierlichen Anrede: „Mein Wirth zum Hosenbande!" begrüßt; und zuletzt verdient er sich den Titel in aller Form Rechtens, führt ihn aber jetzt ohne Eisenfresserei, „in Perplexität und zweifelvollem Dilemma".

Die hier aufgeworfene Frage ist nicht so müßig, wie sie scheint. Eine gerechte Shakspearekritik, die dem großen Dichter weder eine Elle zusetzen noch einen Zoll abbrechen will, muß die in Rede stehende Episode nicht bloß auf den ersten Blick schwach finden, sondern auch dann noch, wenn sie in derselben ein dem Spotte preisgegebenes Stück Wirklichkeit erkennt, und sie hat daher die Pflicht, sich genau zu

fragen, ob sie nichts, was für den Dichter spräche, übersehen habe. Einen Wirth zum Hosenbande nun, der von seinen Gästen geprellt wurde, mit Haut und Haar als solchen auf dem Theater herumzuziehen, das wäre wohl gut genug für die Industrie eines mittelmäßigen Poeten, dem das wiehernde Gelächter des großen Haufens genügte: für Shakspeare's Künstlerschaffen ist es viel zu plump. Ganz anders, wenn das Hosenband des Wirthes kein natürliches Allod ist, sondern ein künstlerisches Lehen. Dann sehen wir die dem Tagesleben entnommene Figur schon durch die bloße Namengebung mit einem kleinen Staatsstreich des Humors, der in dichterischem Bewußtsein that, was der Volkswitz instinctmäßig zu thun pflegt, aus der gemeinen Wirklichkeit in das Reich der Kunst entrückt. Sie ist es freilich noch weit mehr durch die Charakteristik selbst, der man neben der Portraitähnlichkeit die künstlerische Steigerung des Wirklichen ansieht; aber die Kunst, unter deren Adepten wir Shakspeare als einen der mächtigsten verehren, weiß nicht nur im mehr oder minder Großen, sondern auch im Kleinen und Kleinsten sich selbst getreu zu sein.

Und nun merke man einmal, wie betont der Titel „Wirth zum Hosenbande" nicht bloß in Abwesenheit des Wirthes, nicht bloß in seinem eigenen großsprecherischen Munde, sondern besonders auch in der Anrede an ihn, als ob er von Zeit zu Zeit an seinen Schild erinnert werden müßte, das Stück hindurch wiederkehrt. Wie unbegreiflich überflüssig wären gerade diese letzteren Wiederholungen, wenn der Wirth den Namen, der noch dazu schleppender klingt als ein deutscher Wirthstitel, nur eben so wie jeder andere den seinen führte, und wie verwandeln sie sich umgekehrten Falles in das Gegentheil!

Ist aber, wie jetzt doch wohl nicht mehr zu zweifeln, der Name des Wirthes selbst schon ein Bestandtheil der Komödie, so sprüht dieses Geschoß sein Witzfeuer auch noch nach einer andern Seite hin. Der Name enthält ja zugleich, nicht minder deutlich, eine Anspielung auf das Ordensgesuch des Herzogs, dem der Wirth seine Pferde entgegen zu senden glaubte. Harmlos ist diese Anspielung nicht, aber das Salz wird ihr Niemand absprechen, der sich auf den Boden der thatsächlich gegebenen und den Hörern der Komödie bekannten Verhältnisse stellt.

So hat sich denn die scheinbare Leere der Episode allmählich ausgefüllt, und man sieht jetzt einen Humor in ihr walten, der zwei Zielscheiben mit Einem Schusse trifft. Der eine bloße Name, der diesen Doppelwitz entladet, reicht jetzt völlig hin, die ganze Episode zu tragen. Sie ist auch kein so fremder Körper mehr im Stücke, wie sie ursprünglich schien, denn sie steht jetzt in lebendigem Zusammenhange mit dem Namen, der einer der handelnden Personen angehört. Man weiß zwar — auf dem so eben bezeichneten Boden — von Anfang an recht gut, was dieser Name besagen soll, aber die komische Muse ist eben darum, „weil und obgleich", die Erklärung des Namens drastisch nachzutragen schuldig, die jedoch mit ihrem voraus bekannten Inhalt nur leicht und rasch wie ein Schattenspiel vorüberhuschen darf. Auf diese Weise war Beides erreicht, sowohl der Beifall der Menge, als der Dank der Wenigen, welche die Kunst durch das Herausfinden ihrer Feinheiten belohnen. Verständlich aber war die Anspielung für beide Theile ohne Unterschied.

Hienach glauben wir den Dichter gegen jeden Vorwurf, dem die besprochene Episode von ästhetischer Seite her begegnen könnte, gerechtfertigt zu haben. Dafür trifft ihn

freilich ein Vorwurf anderer Art, den wir ihm nicht ersparen konnten, der Vorwurf, daß er über seiner englischen Nationalität keineswegs immer so fessellos erhaben schwebte, wie unsere deutsche Shakspearedogmatik in ihren Predigten und Kinderlehren träumt.

Indem wir aber hier von der Episode und ihrem deutschen Delinquenten weiter gehen wollen, drängt sich unversehens noch eine neue und dazu etwas kitzliche Frage auf. Wie kommt es denn, daß das so hängelustige Altengland den Pferdedieb, einen Ausländer, einen Deutschen, mit dem Strick verschonte? Denn nach Sattler's Angabe, die doch aus England stammen muß, kann nicht bezweifelt werden, daß man ihn großmüthig laufen ließ. Sollte er gar auch diesmal wieder nicht so ganz schuldig sein, wie die Anklage behauptet? Leicht möglich; nur wäre dann erst noch zu beweisen, daß die Unschuld, und zumal die fremde, in England jederzeit ohne Ausnahme eine Lebensversicherung in sich trug.

Eher läßt sich wohl vermuthen, daß die englische Regierung Anstand nahm, einen Abgefertigten eines der protestantischen Fürsten Deutschlands, mit welchen sie stets auf gutem Fuß zu stehen suchte, an den Galgen zu bringen. Stammler war zwar jetzt nicht mehr in Wirklichkeit Agent, aber den Charakter eines solchen hatte er doch nicht völlig verloren, da ihn ja sein Herr nur einer Ueberschreitung und nicht einer eigentlichen Fälschung seiner Vollmacht anschuldigte. Doch wird die Schonung, wie sich unschwer errathen läßt, noch einen näheren und stärkeren Grund gehabt haben. Wir müssen uns erinnern, daß die Gastrolle, die wir den weiland Tuchgeschäftsträger in den Lustigen Weibern spielen sehen, ob nun buchstäblich wahr oder gerüchtmäßig über-

trieben, nicht bloß für den heimgesuchten Wirth verdrießlich, sondern auch für den Hof etwas compromittirend war.

Man hatte diesen Fremden, obwohl sie in der Hauptsache leer ausgingen, doch allerlei Gefälligkeiten erwiesen, und zwar Gefälligkeiten, die nicht dem Staatsschatze, sondern den einzelnen Privatleuten, welche just von der Requisition betroffen wurden, zur Last fielen. Dahin ist einmal unbedingt die Beschlagnahme zu rechnen, wodurch Graf Nottingham den „Engel Gabriel" zu Gunsten Breuning's zurückhielt: denn der Schiffspatron hat sich nachher ausdrücklich gegen diesen über den ihm durch Zehrungskosten und Verzug erwachsenen Schaden beschwert. Wer die Pferde und Schiffsgelegenheiten zu liefern hatte, die dem Count Mombeliard 1592 zur Verfügung gestellt wurden („he pay nothing for the same"), das waren wohl eben auch, wie anderwärts, privilegirte Privatpersonen, die dem Staat für ihr Privilegium zu Zeiten unentgeltliche Dienste zu leisten hatten. Es ist leicht zu erachten, daß Eingriffe dieser Art in Geschäftsleben und Eigenthum, und zu Gunsten von Ausländern, bei der bürgerlichen Welt nicht eben das beste Blut gemacht haben werden*). Das Murren stieg sodann, wie wir wissen, in Folge des Gerüchts von der erbetenen Zollfreiheit für die tausend Tücher, wenn auch von einer Bewilligung nichts verlautete.

---

*) Die englischen Commentatoren, die von Stammler nichts wußten, haben die ganze »cozenage« auf diese Eingriffe zurückgeführt, dabei aber übersehen, daß es sich von einer wirklichen Prellerei handelt, von einer Prellerei um Pferde und Geld. Wenn Jemand unentgeltlich Pferde liefern muß, die er wieder zurück bekommt, so erleidet er zwar einigen Schaden, ist aber doch nicht um Geld und Pferde geprellt.

Nun kam noch der durch die Lustigen Weiber verewigte Streich hinzu, der den Begünstigungen dieser Fremden die Krone aufsetzte, und der, wie wir zu schließen uns genöthigt sahen, ohne einen wohlbezeugten Zusammenhang des Hauptangeschuldigten mit dem Hofe nicht möglich gewesen wäre. Schuldig oder nicht, die Regierung konnte ihm nicht an den Hals greifen, denn sie hätte seinen Galgen zum Pranger für sich selbst gemacht. Da war es nun doch wohl das Gerathenste, den lästigen Menschen in der Stille aus dem Lande zu schaffen. Ihn dem ordentlichen Richter zu entziehen, dazu gab sich eine treffliche Gelegenheit. Es hatten eben damals verschiedene Zusammenrottungen stattgefunden*), welche die Königin bewogen, eine Verordnung zu erlassen, wodurch alle derartige rebellische Personen unter das Martialgesetz gestellt wurden. Da zu gleicher Zeit zahllose Vagabunden die Umgegend von London unsicher machten**), so benützte sie den Anlaß, das Martialgesetz auch auf diese auszudehnen und das Gesindel allzusammen dem ernannten Standrechtscommissär zu summarischem Verfahren zuzuweisen***). Das Datum der Verordnung, 18. Juli

*) Darunter eine von Londoner Lehrburschen, die ein paar wegen Unfugs ergriffene Kameraden nicht auspeitschen lassen wollten und den Lord Mayor ebenfalls auszupeitschen drohten. Die armen Jungen erlitten die furchtbare Strafe des Hochverraths. Lingard VIII, 7. Howell State trials 1, 1421.

**) Besonders berüchtigt war Gadshill bei Rochester, und Mr. Rye (England etc. p. 49, n. 63) findet es sehr wahrscheinlich, daß ein nächtliches Abenteuer, das unsern Reisenden von 1592 zwischen Rochester und Gravesend aufstieß, eben an jenem durch die Dichtung so berühmt gewordenen Hügel stattgefunden habe.

***) Rymer Foedera etc. acta publica etc. XVI, 279, 280.

1595, stimmt recht bequem zu der muthmaßlichen Zeit, in welcher Stammler dem Richter und dem Dichter in die Hände fiel. Es sieht ihm ganz gleich, daß er, ungeachtet seine Stellung schon durch Breuning's Anwesenheit sehr erschüttert war, nach dessen Abreise in den Tag hinein seine Sollicitationsversuche fortsetzte, bis er durch das Schreiben des Herzogs an Burghley, das in der zweiten Hälfte des August eingetroffen sein wird, vollends auf den Sand gesetzt wurde und seines Pferdehandels ein Ende sah, das nach einigem Schrecken doch immer noch gnädig ablief*).

Neben dieser Maßregel schien es jedoch angemessen, das Murren des Mittelstandes durch eine öffentlich und zugleich mit möglichst wenigem Aufsehen gegebene Erklärung zu beschwichtigen. Zu diesem Zwecke besaß man zwar keine Regierungspresse, aber ein noch viel geeigneteres Organ. Dies war das Theater. Wenn wir denn nun die Windsorer Episode in der Gesammtbeleuchtung der bis hieher aufgedeckten Thatsachen noch einmal vorüberziehen lassen, so macht sich in ihr eine Tendenz bemerkbar, die dem ersten Anblick ganz verborgen blieb. Mit Geräusch wird der geprellte Wirth dem Gelächter preisgegeben, und leise, aber

---

*) Eine unerklärte Beziehung auf einen aus London entkommenen Deutschen findet sich in einem 1612 erschienenen Tractätchen, »The Curtaine Drawer of the World«: »Aske but this Curtain Drawer and he will tell you, that few there are, and those escape very hardly like the bird out of the snare, like the German out of Woodstreet, or those that commit murder, or like him that escapes the hangman from the tree of execution.« (Dodsley Old Plays, VI, 43.) Es ist nicht wohl anzunehmen, daß man 1612 noch an den Springinsfeld von 1595 gedacht habe, sein Entkommen müßte denn von ganz besondern Umständen begleitet gewesen sein.

heute noch hörbar, läuft die Andeutung nebenher, daß der Hof die Prellerei nicht zu verantworten habe. Der Wink, man wisse bei Hofe nichts von einem gewissen Herzog, ist mit solcher Betonung angebracht und kehrt so geflissentlich wieder, daß die Absicht in die Augen springen muß. Ja und die Verleugnung hat obendrein mit modernen officiösen Berichtigungen eine verwünschte Aehnlichkeit: man muß sie streng auf den Buchstaben ansehen, wenn sie ganz richtig sein soll. „Der Hof weiß nichts von der beabsichtigten Ankunft eines deutschen Herzogs"; das ist freilich wahr.

Somit wäre in der anfangs so unscheinbaren Episode neben den bereits enthüllten Feinheiten noch eine weitere hervorgesprungen; denn die gestellte Aufgabe ist unbestreitbar mit leichter sicherer Hand gelöst. Wohl hat es etwas Schmerzliches, von einer utilitarisch resoluten Königin, die ihre Themseschwäne jährlich rupfen ließ, auch das Gefieder des Schwans vom Avon „ad usum aulae" in Mitleidenschaft gezogen zu sehen; doch auch Alcid, sagt Schiller, „ging des Lebens schwere Bahn".

3.

Der deutsche Herzogsneffe im Kaufmann von Venedig.

Stammler's Spur verschwindet hier aus der Geschichte; aber er hat nicht umsonst gelebt, und jetzt aus der Nacht langer Vergessenheit zurückgerufen wird er wohl noch manchen bessern Mann seiner und unsrer Tage überdauern, er, dem unter den Flügeln jenes Schwans gebettet ist. Dum juga montis aper, fluvios dum piscis amabit, das will sagen, so lange mit den Windsorer Liebesabenteuern in Fluß und Wald der dicke Ritter fortleben wird, so lange wird auch sein Name genannt werden. Er ist ja nicht nur der Held der Episode, die ihm ihren Ursprung wie jetzt ihre Erklärung dankt, sondern obendrein auch ein classischer Zeuge für die Festsetzung eines Zeitpunktes, an welchem, wie sich zeigen wird, noch mancherlei andere Dinge hängen.

Indem wir jedoch von der Zeit und ihren Verhältnissen reden, müssen wir uns wohl vorsehen, daß uns nichts entgeht, was in der bestimmten Folge der Tage einen früheren Platz beanspruchen könnte, als der Abschnitt der Forschung, auf den wir hinzusteuern im Begriffe sind. Ist ja ohnehin mit dem abgehandelten Stück „Deutschland im

Shakspeare" noch nicht das ganze Gebiet erschöpft: es gilt vielmehr noch ein Seitenstück dazu in Augenschein zu nehmen. Denn nicht bloß die Komödie von Windsor, auch noch ein anderes der Shakspeare'schen Dramen enthält eine Anspielung auf einen deutschen Fürsten, neben einer nur scheinbaren eine wirkliche.

Im Kaufmann von Venedig, in der zweiten Scene des ersten Acts, wo Porzia und Nerissa sich über die Freier der Ersteren unterhalten, ist unter andern von einem ungebürlich ernsthaften, immer sauersehenden Pfalzgrafen (county Palatine) die Rede, und im Verfolg der Musterung fragt Nerissa: „Wie gefällt Euch der junge Deutsche, des Herzogs von Sachsen Neffe*)?" worauf Porzia von diesem Prinzen eine noch abschreckendere Schilderung entwirft. Beide Anspielungen unterscheiden sich durch die bestimmte Signalisirung der Personen von den allgemeineren Bezeichnungen der übrigen Freier.

Dieser sächsische Herzogsneffe hat der Auslegung schon manches Kopfbrechen verursacht; und ohne den Sammlerfleiß unserer Tage, der große und kleine Urkundenschätze wie Saatkörner ausstreut, die zum Aufgehen oft nur eines günstigen Zufalls bedürfen, würde sich die Erklärung des Räthsels wohl noch nicht so bald dargeboten haben.

Der Kaufmann von Venedig ist bekanntlich vor 1596 geschrieben, weil in einem Pamphlet Nash's von diesem Jahr ein Drama genannt wird, das eine Nachahmung der schönen

---

*) Nephew bedeutet Neffe, Enkel, Abkömmling, Vetter überhaupt. Im älteren Deutsch gelten die gleichen Bedeutungen, namentlich auch die letztere. So nennt Isolde Brangänen niftel (Base). Vgl. Ed. Müller Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache, II, 126. Moriz Rapp Wurzelbüchlein S. 161 f.

Stelle „In such a night" enthielt. Ob aber Porzia's Freier gleich von Anfang an in derselben Reihe, wie sie vorliegt, aufgeführt waren, oder ob die Laune des Dichters später noch eine und die andere Anspielung auf hohe Gäste eingeschaltet hat, das wäre hiemit noch nicht entschieden. Nur können der Pfalzgraf und der Neffe des Herzogs von Sachsen nicht unter König Jacob in das Stück gekommen sein, obgleich oder vielmehr eben weil ein deutscher Pfalzgraf Kurfürst und ein sächsischer Prinz, dieser in gewöhnlicher, jener in engster Beziehung, zu den Besuchern seines Hofes gehörten.

Deutsche Fürsten erschienen an diesem Hofe häufiger als bei Elisabeth. Der erste derselben, wenn man ihn im strengen Sinn so nennen kann, war Prinz Heinrich von Nassau-Oranien, der Jacob's Krönung an der Spitze der niederländischen Gesandtschaft anwohnte. In den Jahren 1608 und 1610 kam Prinz (oder nach damaliger Titulatur Herzog) Ludwig Friedrich von Wirtenberg, zweiter Sohn des inzwischen verstorbenen Herzogs Friedrich, mit Buwinghausen als Unionsgesandter im Namen seines regierenden Bruders Johann Friedrich und der übrigen Unionsfürsten nach England, und obgleich er in der Hauptsache selbst wenig genug ausrichtete, so wurde ihm doch persönlich alle Ehre angethan. Die bedeutendste Errungenschaft seiner beiden Reisen war, für ihn nicht, aber für uns, daß er am 30. April 1610 den Globus besuchte und daselbst Othello sah*). Er traf

*) »Lundi, 30., S. E. [Son Excellence] alla au Globe lieu ordinaire ou l'on joue les Commedies, y fut represente l'histoire du More de Venise«, so heißt es in dem französisch geschriebenen, von Mr. Rye übersetzten Tagebuche seines Secretärs

damals am englischen Hofe mit Friedrich Ulrich von Braunschweig, dem Sohne des Dramatikers Herzog Heinrich Julius, zusammen, und bei der Abreise stieß er unterwegs noch auf zwei pommerische Prinzen, die ihre Herüberkunft aus Frankreich auf die Ermordung Heinrich's IV. hin beschleunigt hatten.

Bei den meisten dieser Gäste witterte man Absichten auf die Hand der schönen Prinzessin Elisabeth. Dies war auch mit Prinz Otto von Hessen der Fall, der 1611 vom Hofe sehr ehrenvoll empfangen wurde, ohne jedoch die Braut heimzuführen. Glücklicher — vielleicht mit Hülfe des Tübinger Tanzmeisters, den er sich von Herzog Johann Friedrich zu diesem Behuf erbeten — war Kurfürst Friedrich von der Pfalz, dessen Vermählung mit Elisabeth im Frühjahr 1613 vollzogen und unter ahnungslosem Jubel mit allen erdenklichen Festlichkeiten, auch Schauspielen, worunter sechs von Shakspeare, begangen wurde.

Im September des gleichen Jahres folgte sodann noch Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar, der unter dem Namen eines Herrn von Hornstein reiste, jedoch ungeachtet seines bescheidenen Auftretens bei Hofe ebenfalls eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er wurde nachmals Mitstifter des Palmenordens, trat in pfälzisch-böhmische Dienste und machte die Schlacht am weißen Berge mit.

Keinen von all diesen Besuchen hätte König Jacob, der den deutschen Fürsten mehr Rücksicht bewies als seine Vorgängerin, auf dem Theater verhöhnen lassen. Er gefiel sich in einer strengen Theatercensur, die zunächst hauptsächlich

---

Hans Jacob Wurmser von Vendenheim, das im British Museum aufbewahrt wird. Rye p. 61.

gegen die Sonntagsschauspiele, gegen das Schwören in jeder Form und gegen die Herabsetzung der schottischen Nationalität gerichtet war. Zu Zeiten freilich gerieth diese Censur etwas in Verfall. Der König wurde selbst auf die Bühne gebracht, und die Königin Anna ging ins Theater, um ihn auszulachen. So erzählt der französische Gesandte Beaumont in seinen Berichten an Heinrich IV. Die Schauspieler, die überhaupt gerne nach zeitgenössischen Begebenheiten griffen, benützten das Schicksal des Herzogs von Biron zu einem Drama, worin der französische Hof eine nichts weniger als schmeichelhafte Rolle spielte. Beaumont ließ ihnen weitere Aufführungen untersagen; als aber der Hof die Stadt verlassen hatte, wagten sie sich abermals mit dem Stücke hervor. Beaumont führte hierüber Klage, und drei der Schuldigen wurden festgesetzt, während der Verfasser „entwischte". Der Gesandte fügt sodann in seinem Berichte hinzu, sie haben ein paar Tage zuvor den König selbst sammt allen seinen Günstlingen auf eine befremdende Weise lächerlich gemacht. Diesmal wurde Jacob wüthend und verbot mit Einem Schlag alle Schauspiele in London. Die Schauspieler brachten jedoch „100,000 Livres" zusammen, an deren Erfolg Beaumont, bei des Königs ewiger Geldbedürftigkeit und Zugänglichkeit für Geldanerbieten, nicht zweifelte*). Die Geschichte der englischen Bühne weiß

*) Ueber Beaumont's Berichte s. F. v. Raumer's Briefe aus Paris z. Erl. d. Gesch. d. 16. u. 17. Jahrh. II, 260. 276 f. — Der Gesandte sagt übrigens nirgends, daß es die Königstruppe (die Shakspeare'sche) gewesen sei, von welcher jene Skandale ausgingen, und das erwähnte Drama hat wahrscheinlich nicht ihr, sondern der Admiralstruppe angehört. (The diary of Philip Henslowe, p. 240. 241.) Alle Schlüsse also, die in Betreff Shakspeare's

denn auch nichts von einem derartigen absoluten Theaterverbote.

Wenn es nun auch nach den angeführten Vorgängen als möglich erscheint, daß das Theater hie und da gegen Jacob's Censur sich eine Licenz erlaubte, die aber, wenn zur Sprache gebracht, nur eine um so strengere Handhabung der Censur nach sich ziehen mußte, so war doch eben darum eine fortgesetzte Wiederholung der Licenz nicht möglich, und noch weniger eine Verbreitung derselben durch den Druck*). Am allerwenigsten aber würde Jacob es geduldet haben, daß man den Freiern Porzia's (die für die unbezwingliche Königin Beß gar nichts Anstößiges haben konnten) eine komische Beziehung auf die Freier seiner eigenen Tochter gegeben hätte. Der Pfalzgraf also ohnehin, aber auch der sächsische Herzogsneffe, müssen beide schon vor seiner Regierung in dem Stück gewesen sein**). Vielleicht

---

aus jenen Vorfällen gezogen werden „wollen", wollen vielmehr nicht gezogen sein.

*) »The Conspiracie and Tragedie of Charles Duke of Byron«, von Chapman, dem Homerübersetzer, ist (oder sind) gleich nach jenen Aufführungen gedruckt worden und noch vorhanden, allein vergebens würde man darin die Stellen suchen, wegen deren der französische Gesandte Klage erhoben hat. Uebrigens deutet Chapman's „Entwischen" darauf, daß die Stellen nicht von ihm, sondern von den Schauspielern herrührten — was indessen den Drucker nicht abgehalten haben würde, diese pikanten Stellen aufzunehmen, falls es zu wagen gewesen wäre.

**) Wem eine der beiden Quarto's von 1600 zur Hand ist, der wird sich diesen Theil der Untersuchung sparen können; denn da die betreffenden Stellen bei den neueren Herausgebern ohne Vermerk einer Abweichung der Folio von den Quarto's stehen, so waren

ließ man sie weg, wenn dasselbe zur Zeit der Verlobung und Hochzeit des pfälzischen Kurfürsten oder zur Zeit des sächsischen Besuches aufgeführt wurde. Jedenfalls aber waren es harmlose Stellen, die das Publicum von früher her kannte und deshalb auf nichts Neueres bezog. Darum konnten sie auch 1623 ohne Anstoß unter Jacob im Druck erscheinen, während gewisse andere Anspielungen, wie z. B. die auf den schottischen Lord, seiner Censur als Opfer fielen.

Hiedurch werden wir auf eine bestimmte Zeitgrenze und eben damit auf bestimmte Erscheinungen verwiesen, die in den beiden Stellen zu erkennen sind.

Außer und vor dem Pfälzer Kurfürsten, der von der Deutung ausgeschlossen ist, findet sich nur ein einziger Palatinus, der dem Dichter vorgeschwebt haben kann. Es ist aber kein deutscher Fürst, sondern einer der polnischen Wojwoden, deren Titel damals in dieser Weise wiedergegeben wurde. Albertus Lasky, Palatinus Siradensis (so nennt ihn Dee), oder Albret Alasco, Comes Palatinus Siradensis (so heißt er bei Camden), kam 1583 nach England und wurde sowohl von der Königin und den Großen als auch in gelehrten Kreisen mit Auszeichnung empfangen. Er war, nach Camden, ein stattlicher Mann mit einem langen Bart und anmuthigen Betragens. Als Freund der verborgenen Wissenschaften aber, der sich vornehmlich zu den bekannten Astrologen und Alchymisten Dr. John Dee und Edward Kelly hielt, die er auch nach Polen mitnahm und später nach Prag zu Kaiser Rudolf beförderte, wird er in

---

zweifelsohne der Pfalzgraf und der sächsische Herzogsneffe unter Elisabeth nicht bloß gespielt, sondern bereits gedruckt.

seinem öffentlichen Auftreten etwas Gravitätisches und Feierliches gehabt haben, was denn vollkommen zu der Beschreibung Porzia's stimmt. Eine Figur dieser Art vergißt man in zehn Jahren nicht, und wenn er, wie Camden meldet, bei seiner Abfahrt eine bedeutende Schuldenmasse hinterließ, so war doppelt dafür gesorgt, sein Andenken im Volke wach zu erhalten.

Der Pfalzgraf geht uns also nichts weiter an Für den sächsischen Herzogsneffen aber bleiben jetzt aus den Tagen Elisabeth's nur noch zwei deutsche Fürsten übrig, die sich mit einander abzufinden haben: unser hoher Badenfahrer von 1592 und der ebenfalls schon berührte Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, des Palmenordens Mitgründer und nachmals langjähriger Vorstand, der England im Jahr 1596 bereiste. Man sollte glauben, der „Sachse" müsse an dem Norddeutschen hängen bleiben, der ihm doch geographisch um so viel näher steht; aber es verhält sich umgekehrt, und die Anspielung gilt in Wahrheit keinem Andern als dem süddeutschen Fürsten, demselben, den auch die Episode der Lustigen Weiber streift.

Der Schlüssel des Räthsels ist dieser. Die Engländer befanden sich dem Namen des gedachten Fürsten gegenüber in dem gleichen Falle, wie die von Wirtenberg damals geschirmte und seitdem annectirte Reichsstadt, die so oft die Stichelrede hat hören müssen, sie könne das R nicht aussprechen. Englische Staats- wie Privaturkunden jener Zeit sind mit seltenen Ausnahmen darin einig, aus dem Herzog von Wirtenberg einen Herzog von Wittenberg zu machen. Wir haben schon früher, bei Gelegenheit einer dunkeln Stunde im Leben Breuning's, uns überzeugt, daß dieser Gesandte trotz der von dem alten „Lagerbuch" Burgh-

ley aufgezeichneten Notizen offiziell „The Duke of Wittenberges Messinger“ genannt wurde. Das Concept der königlichen Antwort vom 20. September 1593 auf das herzogliche Schreiben vom 17. August, innen von Burghley's Hand, ist außen überschrieben „Coppie of hir Maj. lre. to the Duke of Witteberg“ *). Als sodann mit Ablauf des Jahrhunderts Herzog Friedrich jene Reise zum Jubiläum nach Rom machte, die in der protestantischen Welt so viel Aufsehen erregte und auch den Engländern zu rathen gab, schrieb der bekannte John Chamberlain seinem Freunde Carlton, the Duke of Wittenberg sei nach Rom gegangen **). Und noch im Jahr 1610 wurde sein so eben genannter Sohn, Prinz Ludwig von Wirtenberg, der in England unter anderm die Universität Cambridge besuchte, daselbst als Duke of Wittenberg empfangen, ja noch viele Jahre später nennt ihn Bischof Hacket, wo er im Leben des Erzbischofs Williams jene akademischen Festlichkeiten schildert, Duke of Wittenberg ***).

Nun liegt es auf der Hand, daß Wittenberg und Sachsen im Laufe des 16. Jahrhunderts dem reformationsverwandten England unter allen deutschen Städten und Ländern vorzugsweise bekannt geworden sein mußten. Besonders auch die mit der Reformation verknüpften Wechselfälle des sächsischen Hauses und Landes konnten den Engländern nicht ganz fremd geblieben sein. Endlich wird selbst der unkundigere Insulaner von den Mysterien deutscher

---

*) Rye p. LXII.

**) Camden Society. Nr. 79. Letters written by John Chamberlain during the reign of Queen Elizabeth. Ed. by Sarah Williams. p. 71.

***) Rye p. CXX.

Genealogie wenigstens so viel gewußt haben, um die katechetische Frage: „Was thun die deutschen Fürsten insgemein?“ mit „Sie theilen sich in viele Linien“ beantworten zu können. Daß es in Wirklichkeit einmal eine Linie Sachsen-Wittenberg gegeben hat, brauchte er nicht gelernt zu haben, und das Wie? der Abzweigung einer Kurfürsten- und einer Herzogslinie durfte ihm ein Buch mit sieben Siegeln sein; aber Eines stand ihm sicherlich fest: Wittenberg ist ein sächsisches Territorium und ein Herzog von Wittenberg ein sächsischer Herzog.

Von diesem Wittenberg war ein neuer Geist in die Welt ausgegangen, und man fühlt, was es bedeutet, daß Shakspeare einen seiner modernsten Charaktere gerade an dieser Universität studiren läßt. Doch ach, der Name der gefeierten Hochschule wurde in England, wo ihn Faust und Hamlet so hohen Tons verkündigten, sehr schwankend ausgesprochen; das verräth die Ausgabe des Marlow'schen Faustus von 1604, die statt Wittenberg „Wertenberg“ hat *). Dies war aber zugleich die fränkisch-pfälzische Aussprache des Namens Wirtenberg **), die unter den zu London vernehmbaren deutschen Mundarten dem Engländer am meisten zusagen mochte, da sie mit seiner eigenen wenn richtigen Aussprache des Namens zusammenklang. Es bleibt also in Betracht der Marlow'schen Sprachprobe noch zweifelhaft, ob selbst diejenigen Engländer, die dem Herzog von Wirtenberg den rechten Namen gaben, nicht dennoch

*) S. den zweiten Band der Ausgabe Marlow's von Dyce, S. 5.

**) Die Schreibung »Werttemberg« für dieses ist merkwürdigerweise auch in die bei Stiftung der Universität Tübingen erlassene päbstliche Bulle übergegangen.

über die Lage seines Landes meist in der gleichen Täuschung begriffen waren, wie die Mehrzahl, die ihn Herzog von Wittenberg nannte. Hiezu kommt aber noch ein wahrscheinlich entscheidendes Element. Wirtenberg war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch die Bestrebungen Herzog Christoph's, deren Fäden sich bekanntlich bis nach England verknüpften, geradezu für einige Zeit als protestantische Vormacht in Deutschland an die Stelle Sachsens gerückt, und so konnte in dem Prozeß der dunkeln Kammer, der die Bilder der Volksanschauung gestaltet, um so leichter die unheilbare Verwirrung eintreten, worin dem Engländer jener Tage — mit Ausnahme etwa von ein paar genauer unterrichteten Gelehrten und Politikern — Wittenberg und Wirtenberg, Elbe und Neckar durch einander floßen.

Mit dieser Entdeckung gewinnen wir eine kleine Bereicherung der Shakspeare'schen Geographie. Dabei ergibt sich das weitere Curiosum, daß die schwäbische Schwester der weiland sächsischen Alma ein freilich etwas entferntes Anrecht auf die akademische Mitbürgerschaft des melancholischen Dänenprinzen erhält — der indessen in seinem Predigen gegen das Trinken als Tübinger Student des 16. Jahrhunderts gar sehr aus der Rolle gefallen wäre. Bildete ja doch an der Eberhardina von damals die ars bibendi diejenige Facultät, der man unter allen am füglichsten das eine der akademischen Scepter, ja beide zusammen, hätte vorantragen dürfen!

Das eben ist der Vorwurf, um den sich die Stelle im Kaufmann von Venedig dreht. Da nun über die Persönlichkeit, welcher die Stelle gilt, kein Zweifel mehr bestehen

kann*), so muß alsbald hinzugefügt werden, daß diesem Fürsten daselbst schweres Unrecht geschieht, daß das Conterfei, das der Dichter von ihm entwirft, wenn es in vollem Ernst gegeben wäre, unbedingt Verleumdung genannt werden müßte. Herzog Friedrich war, nach Allem, was wir von ihm wissen, einer der nüchternsten Fürsten seiner Zeit; seine Fehler lagen ganz anderswo, als Porzia's Schilderung uns glauben machen will.

Allein die Schilderung ist, obgleich persönlich, doch offenbar nicht streng individuell gemeint, sondern mehr in herkömmlicher Nationalfärbung aufgetragen. Die Culturnationen des 16. Jahrhunderts waren zwar in dem betreffenden Punkte fast allzumal Sünder, und es ist ein lächerliches Schauspiel, diese Trunkenbolde wegen einer ihnen allen gemeinsamen „Nationalneigung" einander gegenseitig in Verruf erklären zu sehen; aber die Deutschen, Dänen und Holländer obenan und gleichsam als die Verführer der Uebrigen hinzustellen, darin kamen sie alle überein. Wenn nun auch Shakspeare einmal (Othello A. II., Sc. 3) den Anlauf nimmt, seinen Engländern den Rang noch über diesen drei Oberclassen einzuräumen, so will er dies doch mehr von der Potenz verstanden wissen als vom Laster selbst, und im

*) Graf Friedrich von Mömpelgart hatte im Jahr 1592 allerdings das eigentliche Jünglingsalter überschritten, war zudem seit elf Jahren verheirathet und von seiner Gemahlin bis dahin bereits mit zehn Kindern beschenkt worden; allein er zählte doch erst fünfunddreißig Jahre und konnte daher gar wohl unter die Freier Porzia's eingereiht werden, wenn nicht gar die der Verhältnisse unkundige Volksmeinung, im Hinblick auf den kühnen Griff nach dem Hosenbande, sich damit gekitzelt hat, in ihm einen Freier Elisabeth's selbst zu erblicken.

eigentlichen „Toll- und Volltrinken" verbleibt somit den genannten Völkern die unbestrittene Führerschaft, so zwar daß die Deutschen dabei das Imperium haben. Unter den Deutschen aber war in diesem Wettkampfe wiederum den Sachsen von ihren eigenen Landsleuten die Reichssturmfahne zuerkannt*), was Shakspeare leicht wissen konnte, da die deutschen Volksgenossen in London ja wohl nicht unterlassen haben werden, einander mit Stammesneckereien in ähnlicher Weise zuzusetzen, wie die Nationen einander mit ihren Nationalitätssticheleien zusetzten. Jedenfalls aber war ihm der junge Fürst, der sich sein Mißfallen irgendwie zugezogen hatte, ein Deutscher, und so glaubte er nicht fehl zu gehen, wenn er denselben ohne lange Untersuchung blindlings als einen Säufer schilderte. Wir wissen ja aus Breuning's Mißgeschick, wie schnell die Engländer mit diesem Verdacht einem Deutschen gegenüber bei der Hand waren. Dem Dich-

---

*) »Daz ist der Sachsen art, die sufen tag und nacht. — Hat der tüfel die Sachsen gemacht mit ihrem sufen?« Ulenspiegel herausg. von Läppenberg, S. 116. »Salutes vobis plures, quam sunt in Polonia fures etc., in Saxonia potatores, in Venetia mercatores« etc. Epistolae obscurorum virorum in Hutteni opp. Suppl. ed. Böcking, I, 215. (Beide Stellen von Adelbert v. Keller mitgetheilt.) Auf dem Augsburger Reichstage 1547 nahm Bartholomäus Sastrow großen Anstoß an der Aufführung des neuen Kurfürsten Moriz, ohne freilich eine Ahnung von dem Plane zu haben, der sich hinter diesem Lasterleben verbarg. Und als ein paar Jahre darauf der Plan des gefährlichen Sachsen, auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen und die heimtückische Politik Karl's V. zu Schanden zu machen, reif geworden war, sagte Granvella noch in der Zuversicht seiner Staatsweisheit, so ein deutscher Trunkenbold werde doch ihn nicht überlisten wollen.

ter selbst übrigens, der wiederholt gegen das Trinken eifert, wiewohl er auch wieder zu verstehen gibt, daß man sich der herrschenden Unsitte nicht immer entziehen könne, ist von der Nemesis die einem Gaste seines Landes zugefügte Unbill im gleichen Tone vergolten worden, sofern nach seinem Ableben der Stratforder Stadtklatsch sich mit dem Geschichtchen trug, er habe bei einer Zusammenkunft mit Londner Collegen zu scharf getrunken und sich hiedurch ein Fieber zugezogen, das seinen Tagen ein unzeitiges Ende gemacht habe.

Es bleibt nun zu errathen, was ihn zu seinem Angriff auf den deutschen Fürsten bewogen haben mag. Wir erinnern uns, daß nicht er allein demselben aufsässig war, daß auch der Londner Volkswitz den Mömpelgarter Besuch von 1592 mit einem Uebernamen belegte. Fragt man nun, wodurch diese Fremden in England angestoßen haben mögen, so ist zunächst zu bemerken, daß dort jeder Fremde anstieß*), ein Deutscher aber mehr noch als ein anderer, wie denn die altenglische Komödie zahlreiche Beispiele einer besondern Herabsetzung des deutschen Wesens liefert, die ja auch bei Shakspeare vorkommt und sich auf die deutschen Weiber, die deutschen Uhren, den deutschen Hupfauf, ja bis auf die deutschen Eber erstreckt. Weiterhin jedoch drängt sich die Erwägung auf, daß die höheren Stände Deutschlands ein Gefühl ihrer Würde hatten, das nicht überall der gleichen Auffassung begegnete. Das deutsche Fürstenthum hat keineswegs erst von Ludwig XIV. jene Art angenommen, die man als charakteristisches Merkmal des vorigen Jahrhunderts zu bezeichnen pflegt: es war vielmehr schon längst gar sehr von Gottes Gnaden. Dies gilt so buchstäblich, daß z. B. die

---

*) Badenfahrt Bl. 13a (s. oben S. 15). Rye p. 186.

Söhne eines regierenden Herzogs, so viele ihrer waren, und sobald einer die Feder führen konnte, sich ebenfalls „Von Gottes Gnaden Herzog" schrieben, eine Titulatur, die heutzutage gelegentlich historiographische Mißverständnisse erzeugt. Dabei wurden die Rangverhältnisse zwischen den fürstlichen Häusern mit möglichster Ausdehnung gewahrt, woraus zahllose Vorrangsstreitigkeiten entsprangen. Eine solche ereignete sich, wie schon berührt, bei dem Hosenbandordensfeste von 1595, indem Breuning gegen den Gesandten des Landgrafen von Hessen, einen Grafen Solms, die Präcedenz durchzusetzen suchte, was einen sehr störenden Auftritt gab. Zu Hause fand dieser Eifer sein gebürendes Lob*), aber den Engländern wollte er nicht recht einleuchten. Das ersieht man aus Breuning's eigener Relation, obgleich dieser sich rühmt, sein Auftreten sei dem Vernehmen nach von vornehmen, „gut wirtenbergischen" Lords und Herren höchlich gebilligt worden. Jedenfalls machte die Sache, wie Breuning selbst beifügt, nicht bloß bei Hofe, sondern in ganz London ein großes Geschrei**). Es wurde, sieht man beiläufig, nichts versäumt, den „deutschen Herzog" von Zeit zu Zeit dem englischen Publicum in Erinnerung zu bringen.

In gleicher Weise sodann, wie der größere Fürst auf die geringeren Fürstlichkeiten und alle zusammen auf den Adel, so sah der deutsche Edelmann auf die Stände unter ihm herab. Ein Beispiel dieser Anschaunng gibt gerade auch wieder Breuning. Er, der sonst im Ganzen eine mäßige und billige Gesinnung zeigt, erzählt gleichsam mit Ausrufungszeichen, wie er bei Hof am St. Georgstage neben

*) „Ist recht gewesen", bemerkte der Herzog am Rande.

**) Breuning's Relation, S. 32—35.

den adeligen Dienern auch viele Bürger (gegen Befreiung von Steuern und dgl.) habe aufwarten sehen, die sich ebenfalls in Sammt und Seide kleiden, „ob sie woll handwerckhsleuth, schuster und schneider sein." Noch charakteristischer ist ein anderer Theil seiner Beschreibung des Ordensfestes: in der Kapelle drängt sich außer den Vornehmen auch viel „gemeines Volk" herzu, und nachher bei der Procession im Schloßhofe spricht ihre königliche Majestät „yederman, auch dem gemeinen peuel vfs gnädigst zhu, welcher sich vor ihr vff die Knie begab" *). Und unter diesem „gemeinen Pöbel" knieten vielleicht Bühnengrößen wie Will Shakspeare und Dick Burbage, auf alle Fälle aber, was noch mehr besagen will, ehrsame Bürgersleute wie Mr. und Mrs. Page und Ford. Welch ein Abstand von der Denkungsart Elisabeth's, die, wie der Gesandte aus ihrem eigenen Mund vernahm, nicht bloß ihre englischen Kaufleute, sondern jeden Engländer überhaupt am fernsten Ort der Welt empfohlen wissen wollte!**)

Es ist daher nicht eben undenkbar, daß der Fürst, der Mylord Burghley als simpeln „Monsieur" behandelte, auch andere Menschenkinder, mit welchen er am Hof und in der

---

*) Hentzner's Itinerarium gibt eine derartige Scene etwas dramatischer. Die Anwesenden rufen Elisabeth zu: »God save the Queen!« worauf die kluge Tudor antwortet: »J thank you, my good people.« Daß bei solchen Repräsentationen nicht etwa Gesindel zugelassen wurde (was man aus Breuning's Ausdruck schließen könnte), versteht sich von selbst.

**) Freilich sagte sie auf dem Sterbebette, sie wolle keinen Lumpen, sondern einen König zum Nachfolger. Wenn nun schon der Nächste unterm Königsrang ein Lump war, was blieb da für den Rest der Nation?

Stadt zusammen gerieth, durch selbstbewußtes Auftreten vor den Kopf gestoßen habe*). Aber den größten Anstoß gab er jedenfalls durch sein Ordensgesuch. Als Vetter eines vermeintlich sächsischen Herzogs, der ja vielleicht selbst schon einer Nebenlinie des Kurhauses angehörte, mag er dem unwissenden Stolze des Engländers etwa wie ein „jüngerer Sohn eines jüngeren Bruders" und sein Verlangen nach dem ersten Reichsorden Englands als ein Einfall erschienen sein, der unmöglich aus einem nüchternen Kopfe kommen konnte. Breuning's Relation belehrt uns, daß diese Bewerbung durch die vielen Gesandtschaften im Publicum ruchtbar geworden sei. Allein welchen Grund hätte die Königin gehabt, ein Geheimniß daraus zu machen? Ohne ihre Zulassung, ja ohne ihren bestimmten Willen hätte es ja doch niemand wagen dürfen, ihren fürstlichen „Vetter" von Mömpelgart, den Neffen des Herzogs von „Wittenberg", auf dem Theater anzutasten. Nebenbei bemerkt, war die Verwandlung des Schwaben in einen Sachsen für sie nicht bloß belustigend, sondern ohne Zweifel auch ihrem Anstandsgefühle

*) Zu diesem Auftreten gehörte das „Du" gegen kleinere erlauchte Häupter, an welchem freilich hinwiederum Kaiser Rudolf auch ihm gegenüber festhielt. So erzählt Sattler, wie ihm die Requisition eines entflohenen Alchymisten bei dem Grafen von Schaumburg wegen seines Curialstyls beinahe fehlgeschlagen wäre. „Weil aber der Herzog in seinem Schreiben diesen dautzte, so nahm der Grav solches empfindlich auf, indem er gleichwohl als ein Anverwandter des Königlichen Dänischen Hauses ein besseres Tractament erwartete." Setze man den Fall, der hohe Herr hätte sich gegen einen gewissen großen Unbekannten, der Potentaten nicht bloß vorzustellen, sondern — trotz Warwick — zu machen gewohnt war, bei einer zufälligen Begegnung im Weichbild London's eine entsprechende Freiheit, also eine noch viel größere, genommen!

gemäß, insofern durch die Verkleidung der Angriff gemildert wurde.

Wenn wir uns nun erinnern, daß auch die Anspielung von 1595, die auf den deutschen Herzog in den Lustigen Weibern, eine starke Spur von Einwirkung des Hofes zeigt, so ist es ohnehin nahe gelegt, im gegenwärtigen Falle ein Gleiches oder Aehnliches zu vermuthen. Eine persönliche Beziehung des Dichters zum Hofe geht aus solcher Einwirkung gerade noch nicht hervor. Der Direction seiner Truppe hat es selbstverständlich niemals an Mitteln und Wegen gefehlt, die Stimmung der Königin zu erforschen oder ihre gebietenden Wünsche entgegen zu nehmen.

Die Untersuchung hat also nunmehr ergeben, daß der Herzog in den Lustigen Weibern und der Herzogsneffe im Kaufmann von Venedig eine und dieselbe Persönlichkeit ist, daß wir somit, während wir abzuschweifen schienen, vielmehr ganz bei der „Stange" geblieben sind. Auch für die Zeitbestimmung, auf die wir unser Augenmerk richten müssen, hat sich wenigstens so viel herausgestellt, daß es allerdings nothwendig war, uns bei der jetzt abgehandelten zweiten Anspielung zu verweilen, indem es klar wurde, daß sie vielmehr die erste von beiden ist. Denn das Drama, in welchem der Herzogsneffe vorkommt, muß früher geschrieben sein als dasjenige, worin wir denselben zum Herzogsrange vorgerückt sehen. Doch wird sich eine festere Zeitbestimmung erst versuchen lassen, wenn wir mit den Geburtstagen der Weiber von Windsor und ihrer nächsten Anverwandten so weit thunlich im Reinen sind. Und das ist die Aufgabe, zu welcher wir jetzt überzugehen haben.

4.

Die Dramengruppe von 1595.

Also — wie Hegel seine Vorlesungen zu beginnen pflegte — also wir haben festzustellen, wann die Lustigen Weiber von Windsor geschrieben sind. Eine Frage übrigens, die bei Licht betrachtet bereits entschieden ist und wenig Federlesen mehr kosten sollte. Sie ist ohne Weiteres entschieden, sobald man sich nur auf den richtigen, nämlich auf den der Natur der Sache gemäßen Standpunkt stellt.

Shakspeare, das ist voraus zu erwägen, schrieb nicht für eine sublime Bildung, die da dürres Gras wachsen hört und einen Wald voll grüner Wipfel übersieht: er schrieb für einen grobsinnlichen Stoffhunger, dem ein Heer wetteifernder Bühnenköche nicht neue Kost genug auftischen konnte, der sich das Handgreiflichste bieten ließ, nimmermehr aber etwas Abgestandenes, wie einen alten Schwank, über den man sich beim ferndigen Schnee müde gelacht, vertragen haben würde. Zwar hatte unseres Dichters Bühne die Gebildeten für sich, d. h. den kleinen Theil derselben, der überhaupt in das Theater ging, aber über das Schicksal eines Stückes entschied darum doch die große Mehrheit; und mit aufgewärmtem Kohl würde man auch bei einem gewählten Kreise schlecht angekommen sein. Das wäre selbst bei einem nicht so durch rasche Abwechslung verwöhnten Publicum

von heute ganz der gleiche Fall: ein Lustspieldichter, der ein zwar spaßhaftes aber unnachhaltiges Tagesereigniß auf die Bretter bringen wollte, dürfte wahrhaftig die Tage und Stunden zählen. Kein Zweifel also: die Lustigen Weiber mit ihrer Episode sind zu einer Zeit in Scene gesetzt worden, wo das Geschichtchen, auf das sich dieselbe bezog, noch möglichst neu und frisch war, und der erste Erfolg der Episode hing einzig an dem Reize, den das unmittelbar aus dem Tagesleben Genommene hat.

Man kann sich wundern, daß der Dichter die Episode, nachdem sie bei den ersten Aufführungen ihren Dienst gethan, nicht durch ein organischeres Lustspielgewebe ersetzt hat. Wenn sie auch später noch in ihrer so unvermittelten Fassung wiederholt auf die Bühne gebracht werden konnte, so muß ihr erster Erfolg und die lustige Theilnahme an dem nun einmal zur höheren Thatsache erhobenen Unfall des Wirthes sehr anhaltend gewesen sein, wozu wohl auch mimische Verdienste, die gerade in solchen Fällen leicht ein Theaterherkommen begründen, das Ihrige beigetragen haben mögen. Und daß sie wirklich mindestens sieben Jahre lang, bis in das letzte Jahr Elisabeth's, dem Publicum behagte, das beweist der Raubdruck von 1602. Ob sie unter dem mit Wirtenberg befreundeteren König Jacob, vor welchem die Lustigen Weiber ebenfalls aufgeführt wurden, fortgegeben werden durfte, bleibt ungewiß; doch erhielt sie sich jedenfalls in dem (wie immer auch sonst beschaffenen) Bühnenmanuscript, aus welchem der erste rechtmäßige Druck von 1623 hervorging. Fiel sie in der Theaterpraxis einfach weg, so kam eben in die Oekonomie des Stücks, die ohnehin nicht dessen stärkste Seite ist, ein Mangel weiter.

Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls stammt die

Episode von der ersten Aufführung her und ist nicht etwa später eingeschaltet worden: denn sonst hätte zuvor an ihrer Stelle eine organischere Scene stehen müssen, worin dem ursprünglichen Plane gemäß Pfarrer und Doctor persönlich an dem Wirth Rache nahmen, und diese Scene würde bei dem allmählichen Veralten der Anekdote in ihre Rechte zurückgetreten sein. Die sichtbare Aenderung des Planes macht ja beinahe den Eindruck, als ob der Dichter mitten im Zug von der Anekdote überrascht worden wäre, so daß er sie mit munterem Entschlusse frischweg als eine Bescherung des Augenblicks am Schopf ergriff und dem bereits in Arbeit genommenen Wirthe mittelst einer Nachtaufe unter das zum Sprechen getroffene Bild auch noch den selbstredenden Namen schrieb.

Fragt man nun näher nach dem Tage der ersten Aufführung, so empfiehlt der Titel der Quarto das Stück, „as it hath bene diuers times acted by my Lord Chamberlaines seruants both before her Maiestie and else-where", und in Betracht der abgöttischen Verehrung, die ihr gezollt werden mußte, sollte man glauben, daß die Königin von diesen Darstellungen die erste für sich selbst in Anspruch genommen habe. Dann fiele der fragliche Tag, falls hiebei die Regel nicht überschritten wurde, in die aus den Accounts of the Revels at Court*) bekannte Periode der Hofschauspiele, also in die Zeit von Weihnachten 1595 bis Fastnacht 1596 (oder nach damaligem Kalender ebenfalls noch 1595).

Diese Rechenschaftsberichte über die Hoflustbarkeiten haben jedoch leider eine Lücke (1588—1604), worin Shakspeare's

*) Extracts from the Accounts of the Revels at Court in the reigns of Elizabeth and James I. by P. Cunningham.

halbe Dichterlaufbahn und seine ganze Stellung zu Elisabeth begraben liegt. Von Jacob bezeugen dieselben eine Freude am Drama und eine Zuneigung zum Drama Shakspeare's, die dem ärmlichen gekrönten Literaten denn doch zu einiger Ehre gereicht. Ueber das Verhalten seiner Vorgängerin nach dieser Seite weiß man etwa so viel, daß sie Masken, Moralitäten und speichelleckerische Allegorieen gerne sah, doch auch Erzeugnisse der fortschreitenden Kunst und Bildung, und darunter Shakspeare'sche, keineswegs verschmähte*). Indessen war der Hof unter beiden Regierungen niemals von Einfluß auf die Entwicklung der Bühne, und noch weniger ließ er es sich beigehen, die nationale Muse unter jene Staatsfürsorge zu nehmen, welcher die sehr entfernte Base des Wildfangs, die französische Tragödie, ihre eiserne Ordnung und grauenhafte Ruhe dankt. Ja, es ist aus der Geschichte des englischen Theaters bekannt, daß ein Drama gewöhnlich erst dann, wenn es auf einer der öffentlichen Bühnen seine Probe bestanden hatte, nach Hof begehrt wurde.

An die Hofschauspielzeit sind wir also nicht gebunden. Die bekannte Sage sodann, daß Shakspeare seine Windsorer Falstaffskomödie auf Befehl der Königin binnen vierzehn Tagen geschrieben habe, lassen wir dahingestellt. Sie wird wohl, wie die meisten Sagen, einen historischen Kern enthalten. Eine Art Heimweh nach den Falstaffsscenen der beiden Heinriche wurde sicherlich vom ganzen Publicum getheilt und konnte daher mit größerem oder geringerem Rechte

*) Von der Verlornen Liebesmüh und den Lustigen Weibern ist es namentlich bezeugt, daß sie vor der Königin gespielt wurden, die erstere Komödie an Weihnachten 1598. Allgemeinere Zeugnisse finden sich bei Henry Chettle und besonders in Ben Jonson's Gedicht am Eingang der Folio.

auch der Königin zugeschrieben werden; aber ein unzweifelhafter Antheil des Hofes blickt jedenfalls aus der nachgewiesenen offiziösen Berichtigung heraus, die freilich keinen Verzug erleiden durfte. Angenommen nun auch, das Stück sei ausnahmsweise zuerst vor der Königin aufgeführt worden, so verlangte doch die Berichtigung dringend nach ihrer eigentlichen Behörde, nach dem Publicum.

Diesen Erwägungen zufolge ist auf die gestellte Frage zu antworten: die Lustigen Weiber sind in der zweiten Hälfte des Jahres 1595 geschrieben, zeitig nach dem Vorfall, von welchem die Episode handelt, und zwar so zeitig als es der behenden Feder des Dichters — der nach seiner Herausgeber bewunderndem und Ben Jonson's kopfschüttelndem Zeugniß nicht leicht eine Zeile ausstrich — nur immer möglich war. Die erste Aufführung konnte daher vielleicht schon im Herbste, spätestens aber mußte sie zu Ende 1595 oder zu Anfang 1596 stattfinden, in welchem Falle sie allerdings, jedoch mehr zufällig, mit der solennen Hofschauspielzeit zusammentraf.

Hiemit ist für die Abfassung dieser Komödie ein im Ganzen sicheres Datum gefunden, eine Errungenschaft, die dem Shakspearianer von der stricten Observanz nicht eben so gemein wie Brombeeren sein wird. Aber auch uns Andern verheißt sie erwünschte Kunde, denn an das gewonnene Ergebniß schließen sich weitere und inhaltsreichere an.

Ehe wir jedoch zu diesen übergehen, gilt es für die nunmehr in's Spiel kommende Zeitbestimmung einiger Shakspeare'schen Dramen eine Reihe Vorfragen abzuhandeln. Das angezeigte Verfahren greift sogar auf die Lustigen Weiber selbst zurück, obgleich über die Zeit i h r e s Eintretens in die Welt kein Zweifel mehr bestehen sollte.

Da müssen wir uns nämlich gleich einem Stein des Anstoßes zuwenden, der dem gewonnenen Datum im Weg zu liegen scheint.

Dies ist das bekannte, für die Shakspeare'sche Chronologie wichtige Buch von Francis Meres, Palladis Tamia, das im Jahr 1598 herauskam, und in dessen Einleitung eine Vergleichung der damaligen englischen Poeten mit den griechischen und römischen angestellt ist*). Es ist recht erbaulich da zu sehen, wie ein Shakspeare fast durchgängig neben Marlow, Peele, Watson, Kyd, Drayton, Chapman, Dekker, Jonson, Lilly, Lodge, Gascoyne, Greene, Nash, Heywood, Munday („our best plotter"), neben Porter, Wilson, Hathway, Chettle, so recht im Haufen mitlaufen darf.

Doch gibt es ein paar Ausnahmsstellen, die wunderlich genug gegen den übrigen Text abstechen, und darunter besonders eine, in welcher der Dichter über alle seine dramatistischen Landsleute emporgehoben wäre, wenn nicht die Wirkung der Stelle durch andere Aussprüche von der gleichen aphoristischen Art wieder abgeschwächt würde. Dieselbe lautet: „Wie Plautus und Seneca als die besten für Komödie und Tragödie unter den Lateinern gelten, so ist Shakspeare unter den Engländern der ausgezeichnetste in beiden Bühnengattungen: für die Komödie bezeugen dies seine Edelleute von Verona, Irrungen, der Liebe Müh umsonst, der Liebe Müh gekrönt, Mittsommernachtstraum, Kaufmann von Venedig; für die Tragödie Richard II., Richard III.,

---

*) »A comparative discourse of our English Poets with the Greeke, Latine, and Italian Poets,« abgedruckt in der Censura literaria, IX, 41—55. London 1809.

Heinrich IV., König Johann, Titus Andronicus, Romeo und Julia." *)

Also nichts von den Weibern von Windsor.

Nun gibt uns diese Stelle allerdings die schätzbare Gewißheit, daß die genannten Stücke in dem genannten Jahre vorhanden gewesen sind. Allein hiemit ist noch keineswegs für die nichtgenannten das unbedingte Gegentheil bewiesen. Man betrachte nur vorerst einmal die typische Zahl der verzeichneten Komödien und Tragödien. Es wäre doch verwunderlich, wenn Shakspeare um die angegebene Zeit in jeder der beiden Gattungen haargenau ein halbes Dutzend fertig gehabt hätte.

Freilich, die Nennung des Titus Andronicus scheint, im Sinne heutiger Auffassung, anzuzeigen, daß der gute Meres Vollständigkeit um jeden Preis beabsichtigte. Und doch ließ er eine andere, weit bessere Jugendarbeit des Dichters, Heinrich VI., unerwähnt. Diese Trilogie hat nun zwar in gebietenden Kreisen der Shakspearegelehrsamkeit eine geraume Weile für eine unselbstständige Ueberarbeitung eines früheren Products aus anderer Feder gegolten; allein von Delius ist siegreich und seitdem von Ulrici **)

---

*) „As Plautus and Seneca are accounted the best for comedy and tragedy among the Latines, so Shakespeare, among the English, is the most excellent in both kinds for the stage; for comedy, witness his Gentlemen of Verona, his Errors, his Loves Labour's lost, his Loves Labour's won, his Midsummernights dream, and his Merchant of Venice: for tragedy, his Richard the 2., Richard the 3., Henry the 4., King John, Titus Andronicus, and his Romeo and Juliet.« Cens. lit. IX, 46.

**) Im Jahrbuch der Deutschen Shakspearegesellschaft für 1866.

vollends erschöpfend nachgewiesen, daß dem nicht so ist, und daß namentlich Shakespeare's Zeitgenossen, vor allen seine Gegner, keineswegs dieser Meinung gewesen sind. Nun war Heinrich VI., als Meres schrieb, nicht nur längst vom Theater her, sondern seit mehreren Jahren theilweise auch durch den Druck bekannt, und der Kritiker kannte von Shakspeare sogar Ungedrucktes, die Sonette. Die Weglassung hat also bei ihm einen ganz andern Grund als Unkenntniß des Werkes oder Täuschung über die Autorschaft, und zwar kann sie nur noch einen Geschmacksgrund haben. Heinrich VI. schien ihm der Vergleichung mit den Tragödien Seneca's nicht so würdig wie Titus Andronicus. Mit einem Classicisten dieser Art ist nicht zu rechten, um so weniger als wirklich im Andronicus der Geist des sogenannten Seneca leibhaftig spukt.

Aber nicht bloß Heinrich VI., noch ein ganz anderes Stück hat dem Andronicus Platz machen müssen, sofern sich nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, daß auch Hamlet, von welchem Meres ebenfalls schweigt, im Jahr 1598 hätte genannt werden können*). Indessen

---

*) In einem Exemplar von Chaucer's Werken, das einst dem Dr. Gabriel Harvey zugehört hatte, fand Steevens von dessen Hand folgende Bemerkung eingeschrieben: »The younger sort take much delight in Shakspeare's Venus and Adonis, but his Lucrece, and his tragedy of Hamlet Prince of Denmark, have it in them to please the wiser sort, 1598.« Harvey, der unglückliche Erfinder des englischen Hexameters, bekannt durch seine Fehde mit Nash, wußte in der Literatur so gut wie Meres Bescheid; außerdem zeigt sein Ausspruch, daß er sich Zeit genommen hatte, die Urtheile zu sammeln und zu vergleichen, daß somit, als er die Bemerkung niederschrieb, der Hamlet nicht einmal mehr ganz neu sein

schon die Eine Weglassung des Heinrich VI., eines erweislich bereits 1592 vorhandenen dramatischen Werkes, reicht hin, den negativen Einfluß der Meres'schen Liste auf die Shakspeare'sche Chronologie zu erschüttern; denn sie be-

konnte. Nur ist das Datum der Bemerkung in Frage gestellt. Malone nämlich, der in der ersten Ausgabe seiner chronologischen Ordnung von Shakspeare's Dramen die von Steevens beigebrachte Notiz adoptirt hatte, erklärte in der zweiten Ausgabe, er habe das Buch mittlerweile selbst zur Hand bekommen und sich überzeugt, daß das Datum nicht zu der Bemerkung gehöre, sondern die Zeit der Anschaffung des Buches bezeichne. Dasselbe ist ein Exemplar der 1598 erschienenen Ausgabe Chaucer's von Th. Speght. Seit dieser Erklärung Malone's ist Harvey's Eintrag von den Kritikern bei Seite gelegt worden. Er wäre jedoch, da das Buch wohl noch vorhanden sein wird, einer erneuerten Prüfung werth, denn, so weit bei unvollständiger Vorlage der Acten geurtheilt werden kann, scheint das Komma vor der Jahreszahl denn doch etwas zu leichthin abgefertigt. Wir sind jedoch nicht auf dieses einzige Actenstück beschränkt. Eine Vergleichung der Quartausgabe des Hamlet von 1603, der Quarto von 1604 und des Hamlet in der Folio von 1623, in Verbindung mit der buchhändlerischen Bezeichnung desselben als eines neuen Stückes im Jahr 1602, eine Combination, die in der Einleitung von Delius vollständig nachgelesen werden kann, beweist, daß der Dichter die Tragödie zweimal bearbeitet hat und daß der „neue" Hamlet von 1602 der Hamlet letzter Hand ist, während die Quarto von 1603 betrügerischer Weise den Hamlet erster Hand gibt. Dieser erste Hamlet von Shakspeare ist also in der Zeit vor 1602 gespielt worden, und zwar muß er eine Reihe von Jahren hindurch gespielt worden sein, da es in der Natur der Sache liegt, daß der Dichter, der immer für frische Stücke zu sorgen hatte, die Neubearbeitung eines auf das Theater gebrachten Entwurfes nicht eher vornahm, als bis derselbe für das Publicum veraltet und vielleicht sogar einige Zeit von der Bühne verschwunden war. Folglich ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Shakspeare's Hamlet erster Hand in und vor dem Jahr 1598 bereits dagewesen ist.

weist, daß der Kritiker überhaupt kein vollständiges Verzeichniß der bis 1598 aufgeführten Dramen Shakspeare's geben wollte, sondern bloß eine — überdies noch auf zwei gleichmäßige Zahlenreihen reducirte — Auswahl derjenigen, die in seinen Augen den Komödien und Tragödien zweier Classiker so oder so ebenbürtig waren. Nun sind die Lustigen Weiber, obgleich z. B. der Verlornen Liebesmüh hundert- und tausendfach überlegen, gewiß keine Komödie des höheren Styls, und an dem Verfasser von Palladis Tamia sollte es uns daher gar nicht wundern, wenn er sie für eine bloße Localposse genommen hat.

Wir brauchen uns somit in der Datirung dieser Komödie durch die Meres'sche Geschmacksliste nicht beirren zu lassen, und, um von vorn herein zwei gleichartige Geschäfte gleichzeitig abzuwickeln, auch in einem zweiten ähnlichen Punkte nicht.

Heinrich V. nämlich, der zu den Lustigen Weibern in einem bestimmten stofflichen und zeitlichen Verhältniß steht, wird unter anderem auch deshalb, weil er in jener Liste fehlt, als nach 1598 verfaßt betrachtet. Er kann aber ebenfalls aus einem ganz andern Grunde, als weil er damals noch nicht vorhanden gewesen wäre, weggeblieben sein. „Das Stück," sagt Moriz Rapp von diesem Drama, „hat keine Intrike und keine Spannung, sondern rein epischen Verlauf durch Situationen, welche der Dichter durch Localmalerei verherrlicht." Freilich sieht Rapp hierin ein Aeußerstes geleistet, und erklärt, er für seine Person halte dieses Stück für den höchsten Triumph von Shakspeare's Kunst; aber ob Meres auch dieser Ansicht war, das eben ist die Frage.

Wohl meint der alte Kritiker, daß Shakspeare unter

den Engländern, mit Plautus und Seneca verglichen, am meisten excellire, aber wenige Seiten darauf gibt er, wie vorhin angedeutet, zu verstehen, daß doch unter ihnen ein besserer Erfinder oder Knotenschürzer zu nennen sei. Ja, er läßt noch ein gefährlicheres Wort fallen. „Wie Buchanan's Jephtha", sagt er an einer andern Stelle, „unter allen modernen Tragödien die Probe der Aristotelischen Regeln und die Vergleichung mit Euripides aushalten kann, so kann's auch Bischof Watson's Absalom" *). Also diese beiden allein, scheint es nach der wunderlichen, jedoch ziemlich unzweideutigen Classificationsweise.

Auf griechische Classicität darf ihm somit Shakspeare

---

*) »As Georgius Buckananus' Jephthe, amongst all moderne tragedies, is able to abide the touche of Aristotle's precepts, and Euripides examples, so is Bishop Watson's Absalon.« Cens. lit. IX, 52. — Da Meres gewöhnlich nur mit seinen Aussprüchen über Shakspeare citirt wird, so dürfte es nicht überflüssig sein, ihn noch etwas näher kennen zu lernen. Wir wählen hiezu einen andern seiner Aphorismen, in welchem er die Entdeckung niedergelegt hat, gleichwie es acht Hauptsprachen in der Welt gebe, so gebe es acht Hauptgattungen in der Poesie. »As there are eight famous and chief languages, Hebrew, Greek, Latine, Syriacke, Arabicke, Italian, Spanish and French: so there are eight notable severall kinds of poets, heroicke, lyricke, tragicke, comicke, satiricke, iambicke, elegiacke and pastoral.« Ib. p. 47. Ob dabei das Syrische der komischen, das Arabische der satirischen Poesie entspricht u. dgl., darüber läßt er uns im Dunkeln. Es muß zugegeben werden, daß die Stelle dem Geschmack der Zeit nicht völlig fremd ist, doch wird auch nicht geleugnet werden können, daß der Zeitgeschmack hier auf die äußerste Spitze getrieben ist. Daß seine eigene Sprache so eben selbst den edelsten und vornehmsten beigetreten war, ist dem guten Kritikaster in seiner Bescheidenheit entgangen.

kaum Anspruch machen, sondern nur auf „lateinische", und als plotter hat er einen Landsmann über sich. Was den letzteren Punkt anbelangt, so dürfte fürwahr der Titus Andronicus, selbst wenn seine bis jetzt unbekannte Quelle noch einmal zum Vorschein kommen und seine Eigenschaft als Erfindung zu nichte machen sollte, immer noch in der Schlag auf Schlag vordringenden Durchführung der Handlung einen guten Theil der reiferen Werke Shakspeare's hinter sich lassen. Der Dichter selbst ist sich begreiflicherweise zeitig genug bewußt geworden, daß seine Stärke ganz anderswo liege als im plot.

Nimmt man jedoch die Meres'sche Liste jetzt noch einmal von diesem Standpunkte vor, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß der Kritiker bei der Aufnahme in die beschränkte Sechszahl*) beider Gattungen nicht nur mehr oder minder dunkle Postulate seines Classicismus geltend machte, sondern nebenher besonders auch auf solche Stücke sah, die der Forderung eines Knotens bis zu einem gewissen Grad entsprachen. Auf die Verlorne Liebesmüh läßt sich diese Kategorie freilich nur sehr entfernt anwenden, aber dieses Stück empfahl sich von einer andern Seite, nämlich durch seinen schöngeisterisch-vornehmen Modeton. Das war nun eine Eigenschaft, auf welche die Lustigen Weiber zu ihrem großen Vortheil ganz und gar keinen Anspruch haben, während sie zugleich unter dem Gesichtspunkte der Knotenschürzung eine sehr bescheidene Rolle spielen.

*) Wenn, wie sich weiterhin stillschweigend herausstellen wird, unter Heinrich IV. beide Theile zu verstehen sind, so hat er eine wohlwollende Ueberschreitung eintreten lassen, die er sich wohl erlauben durfte, da sie formell nicht fühlbar wird.

Gerade hierin aber steht Heinrich V. sowohl dieser Komödie als der tragischen Trilogie Heinrich VI. vollends auf Meilenweite nach, während er andererseits immer noch eine Strecke vor dem Hamlet voraus ist, der durch sein endloses Aufderstelletreten nicht bloß bei modernen, sondern gewiß auch bei älteren Kritikern (und schon in der früheren Fassung) hin und wieder das Kraut verschüttet hat.

Allein — um gleich hier im Zusammenhang eine weitere nothwendige Vorfrage zu erledigen — es gibt noch einen andern Grund, vermöge dessen Heinrich V. in eine spätere als die ihm gebürende Zeit gesetzt wird.

Der Prolog zu dessen fünftem Act spielt nämlich auf die irische Expedition von 1599 an.

Dieser Feldzug, durch welchen das unglückliche, bis heute nicht zur Ruhe gekommene Land wieder einmal beruhigt werden sollte, nahm des Dichters Theilnahme ganz besonders in Anspruch. Sein Gönner Southampton war ja mit dem Feldherrn durch jene Freundschaft verbunden, die bald hernach so verhängnißvoll wurde. Ende März des gedachten Jahres zog Essex unter dem Jubel des Londner Volkes, von Southampton, Rutland und den andern Genossen seines sich vorbereitenden Schicksals begleitet, nach Irland aus. Die erste Handlung, durch welche er sich dort Elisabeth's Unwillen zuzog, war die Uebertragung des Commando's der Reiterei an Southampton, welchem die Königin wegen der Verbindung mit Elisabeth Vernon zürnte. Zweimal mußte sie in den strengsten Ausdrücken schreiben, bis er den Freund dieser Stelle wieder zu entheben sich entschloß. Nachdem er hierauf die Rebellion in einer für das herrschende England nicht sehr glänzenden Weise gedämpft, kehrte er eigenmächtig Ausgangs September mit Southampton und

den andern Freunden zurück, überraschte die Königin an ihrem Hoflager zu Nonsuch, und verfiel in jene Ungnade, die ihn seinem Verhängniß entgegen führte. Im October sodann finden wir die Grafen Southampton und Rutland zu London, wo sie sich dem noch immer in Nonsuch befindlichen Hofe entziehen und jeden Tag ins Theater gehen*).

Hienach wird man für das Datum der Anspielung, die eine siegreiche Rückkehr des Feldherrn in Aussicht stellt, zwischen zwei engbegrenzten Zeitpunkten zu wählen haben. Zur Zeit des Auszuges, im Frühling, war sie vorzugsweise passend angebracht. Im Sommer aber, während die Begeisterung durch anfangs zweifelhafte, bald immer ungünstiger lautende Gerüchte mehr und mehr niedergeschlagen war, hätte sie das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorrufen müssen. Im September jedoch war sie in ihrer Art auch wieder am Platze, nämlich als ein Versuch,

*) Rowland Whyte schreibt um diese Zeit aus London an Sir Robert Sidney: »My Lord Southampton and Lord Rutland came not to the Court; the one doth but very seldom; they pass away the Tyme in London merely in going to Plaies every Day. Strand, this Thursday the 11 of october, 1599.« (Sidney) Letters and Memorials of State, II, 132. In diesem Falle war der Theaterbesuch zum Theil eine Demonstration gegen den Hof. Von ungemischter Vorliebe für Schauspiele zeugt jedoch ein früherer Brief desselben an denselben, geschrieben am 30. Januar 1597, unmittelbar vor der Reise, auf welcher Southampton den Staatssecretär Robert Cecil nach Paris begleitete (ebd. II, 86): »My Lord Compton, my Lord Cobham, Sir Walter Rawley [Raleigh], my Lord Southampton, do severally feast Mr. Secretary before he depart, and have Plaies and Banquets. My Lady Darby, my Lady Walsingham, Mrs. Anne Russell, are of the Compagny, and my Lady Rawley.«

das Volk auf die unerwartete Zurückkunft seines Lieblings vorzubereiten und dieselbe in das beste Licht zu stellen. Wer für Essex Partei nahm, konnte mit einiger poetischen Licenz immerhin sagen, er habe, wenn auch nicht die Rebellen, so doch „die Rebellion auf sein Schwert gespießt.“ Und daß die Shakspearetruppe der Essex-Southampton'schen Partei noch in der Entscheidungsstunde hold und gewärtig war, das zeigte sie, indem sie sich am Nachmittag vor dem unseligen 8. Februar 1601 von Sir Gilly Merrick bewegen ließ, unter großem Zulauf der Verschwornen Richard II. mit seinen Revolutionsscenen zu spielen — ein Unterfangen, das im Staatsprozeß als erschwerend für die Angeklagten behandelt wurde und für die Schauspieler selbst wohl nur darum ungefährlich blieb, weil diese auf der Wage staatsbürgerlichen Daseins weniger mitgewogen wurden.

Die einfachste der beiden Annahmen ist immerhin die, daß die gehobene Stimmung der Märztage, der Tage des Abmarsches, in der Aufführung eines Nationaldrama's und einem darin angebrachten hoffnungsvollen Zurufe ihren Ausdruck fand*). Welcher von beiden Zeitpunkten aber auch der richtige sein möge, die Anspielung war jedenfalls ganz und gar vom Augenblicke geboten. Sie bedurfte eines im Allgemeinen entsprechenden Stückes, worin sie an möglichst passender Stelle angebracht werden konnte. Ob nun der Dichter in dem gebietenden Augenblicke gerade ein neues Stück dieser Art in Bereitschaft hatte, das kam rein auf den Zufall an. Hatte er keines, so mußte er eben ein älteres nehmen. Ein neues erst zu schreiben, wegen einer Anspielung von nicht sechs Zeilen, dazu hätte schon

*) Das Wort »now« steht dieser Auffassung nicht im Wege.

die Zeit nicht gereicht, weder im Frühling noch im Herbste: denn mit der Bestallung des Feldherrn ging es, als sie entschieden war, bekanntlich wie im Sturme, und seine Rückkehr aus Irland erfolgte über Hals und Kopf.

Nun ist die Anspielung, wie schon gesagt, eine Stelle von ein paar Zeilen, und hat mit dem Stücke selbst nichts weiter zu thun. Ja noch mehr, sie gehört nicht zu dem ursprünglichen Gedankenflusse, welchem sie sich beigesellt, sondern ist nachträglich in denselben eingeschoben. Das gibt der flüchtigste Anblick, indem sie deutlich genug in sich selbst die Spuren der Löthung trägt*).

---

*) Es ist von Heinrich's Triumpheinzug in London die Rede. Gemeinderath und Bürgerschaft, heißt es, ziehen ihm entgegen, wie aus Rom der Senat sammt den Plebejern dem Sieger Cäsar entgegen zog, und — so ist angeschweißt — wie man (jetzt abermals aus London) dem Feldherrn der großen Königin entgegen ziehen würde, wenn er, wie zu erwarten, siegreich aus Irland zurückkäme. Der Dichter hat den Sprung gefühlt, den er in einer Parenthese (»by a lower but by loving likelihood«) entschuldigt. — Wäre die Einschaltung nicht so sichtbar, so könnte man annehmen, er habe diese Chorusprologe 1599 hinzugefügt, theils um das nicht mehr ganz neue Stück wieder in Zug zu bringen, theils um bei dieser Gelegenheit seinen zu Felde ziehenden Gönnern einen huldigenden Gruß zu- oder nachzurufen. Allein der Chorus scheint wirklich von Anfang einen Bestandtheil dieses Drama's gebildet zu haben, da er dem ausgesprochenen Charakter desselben, als eines Festspiels, durchaus angemessen und darum so gut wie nothwendig ist. — Daß die Quarto's, auch die nach 1599 gedruckten, keinen Chorus haben, ist ein deutlicher Wink für die Beurtheilung des Verhältnisses der meisten dieser Raubdrucke zum Bühnenmanuscript; denn die Chorusreden waren natürlich dem Nachschreiber und seinem Textflicker am unzugänglichsten. — Die Anspie-

Als Seitenstück zu dieser nachträglich eingeschalteten Anspielung bietet sich eine zweite, und zwar eine, die nicht so leicht aus inneren Gründen als Einschiebsel zu erkennen wäre.

Ganz in ähnlicher Weise hat nämlich der Dichter auch dasjenige Drama, von welchem wir ausgegangen sind, durch spätere Einschaltung einer Stelle bereichert, die ebenfalls, und directer als die von 1599, dem eigentlichen Gegenstande seiner wiederholten Huldigungen gilt. Es ist die Verherrlichung des Hosenbandordens im fünften Act der Lustigen Weiber. Dieselbe scheint zwar sehr passend als Ausgleichung angebracht am Schlusse einer Komödie, worin der Orden mit Elementen des Lächerlichen in eine Nachbarschaft gestellt ist, die das Erhabene nicht immer gut verträgt. Allein die Anspielung (die schon Malone halb und halb errathen hat) kann sich nicht von Anfang an in der Komödie befunden haben. Einmal fehlt sie in der Quarto von 1602, eine Lücke, die freilich in jedem andern Falle gar nichts besagen würde, im gegenwärtigen aber fast beweiskräftig ist, weil eine Stelle von so nationalem Klange Nachschreiber, Verleger und Publicum viel zu lebhaft berühren mußte, als daß sie bei Veranstaltung der Ausgabe hätte weggelassen werden können, wofern sie nämlich damals in dem Stücke vorhanden war.

Sodann brachte erst das nächste Jahr die Veranlassung, in deren Folge sie sichtbarlich eingefügt wurde. Elisabeth starb am 24. März 1603. Schon im April kam von Edinburgh ein Befehl, der den gefangenen Southampton

---

lung auf den irischen „Sieg“ wird freilich nicht viel mehr als einmal gesprochen worden sein; um so merkwürdiger daher ihre Erhaltung in der Ausgabe von 1623.

aus dem Tower befreite und nach York zum Empfange des neuen Königs rief. Am 7. Mai zog er mit Jacob in London ein, wo er sofort unter dem kleinen und großen Siegel wiedereingesetzt wurde. Zehn Tage nachher erfolgte das Patent, das die bisherige Kammerherrntruppe zur Königstruppe erhob. Noch vor der Krönung ergänzte der König auf einem glänzenden Feste zu Windsor das Capitel des Hosenbandordens, das unter Elisabeth zusammengeschmolzen war, und Shakspeare hatte die Freude, seinen unveränderten Beschützer, hergestellt und erhöht in Ehren und Würden, unter den neuen Ordensrittern zu erblicken.

Von allen Ordensfesten, die er bisher erlebt hatte, berührte keines den Dichter so innig wie das diesjährige. Es scheint ohnehin, daß Elisabeth den Orden, wenn sie ihm auch seine volle Geltung zugestand, nicht so tief im Herzen getragen habe, daß sich Shakspeare hätte veranlaßt sehen können, ihrer Gesinnung für denselben den Schmuck seiner Rede zu leihen. Der Ordenstag, dessen Zeuge Breuning war, wurde nicht in Windsor, sondern in London gefeiert, was immerhin eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den strengen Ritus verräth. Mochte sich vielleicht die jungfräuliche Königin als Hosenbandordenshaupt etwas unbehaglich fühlen*)? Jetzt war dies anders geworden; denn an der Spitze des Ordens stand nun wieder ein männlicher Oberer, ja noch ein zweiter, der Prinz von Wales. Der Glanz der neuen Regierung aber galt nicht allein bei Southampton und Shakspeare, sondern bei der Nation selbst

*) Im Jahr 1600 wurde das Jahresfest wegen eines französischen Besuches »with more than wonted care« begangen, aber neue Ritter wurden damals nicht gemacht. (Sidney Letters and Memorials of St. II, 190.)

eine kurze, freilich sehr kurze Zeit für Gold, und das Windsorer Fest von 1603 überglänzte alle vorhergegangenen. Dazu kam, daß nicht bloß die Sitte der Zeit, sondern eine wirkliche Verpflichtung den Dichter aufforderte, dem König ein schmeichelhaftes Wort zu sagen*). Er verwob es in die dem fünften Act der Lustigen Weiber eingefügte Verherrlichung des Ordensfestes, indem er den Orden sammt Haupt und neuen Gestirnen, unter welchen sein eigener hoher Stern leuchtete, in Einer Constellation zu feiern wußte, und zwar mit einer eigenthümlich leisen feinen Wendung, die sowohl ihn als den Grafen ziert**).

Diese letztere Einschaltung nimmt sich obendrein, und hierin ist sie glücklicher als die andere, so ungenietet und ungezwungen aus, daß man das Stück, worin sie steht, mit weit mehr scheinbarem Recht (was nur freilich schon der Druck von 1602 verbietet) ins Jahr 1603 setzen würde als Heinrich V. ins Jahr 1599. Beide Einschaltungen aber zeigen, daß Shakspeare sich veranlaßt finden konnte, nicht nur, wie er bei Entwerfung der Lustigen Weiber that, ein frisch aufgegriffenes Tagesereigniß in seinen Plan zu verweben, sondern auch bei Wiederaufführung eines früheren

*) Ein zweites steht bekanntlich im Macbeth.

**) Die Worte, in welchen Southampton leise mitgenannt ist, lauten:

Each fair instalment, coat and several crest,
With loyal blazon, ever more be blest.

Der neuen Ritter Waffenrock, Cimier
Und adlig Wappen blühe für und für. (Moriz Rapp.)

Durch das Beiwort loyal ist die Wiedereinsetzung des in Folge seiner Hingebung an Essex wegen Hochverraths verurtheilten Grafen durchsichtig angedeutet.

Stückes auf eine neuere Begebenheit Bezug zu nehmen und eine Anspielung auf dieselbe einzulegen. Diese Art zu verfahren ist auch so der Natur der Sache gemäß, daß es stets mißlich bleiben wird, bei Dramen, die nicht erweislich in erster Gestalt vorliegen, aus vereinzelten, ohne alle Gefahr für Zusammenhang oder Vollständigkeit des Stückes ausscheidbaren Stellen auf die Zeit der Abfassung desselben zu schließen.

Wir haben nunmehr gesehen, einmal daß die Lustigen Weiber 1595 geschrieben sind, sodann daß das Schweigen von Meres gegen diese Datirung nichts beweist, ferner daß auch die Datirung des Heinrich V. aus dem gleichen Grunde für die Vorjahre vor 1598 nicht verwehrt, und endlich, daß sie eben so wenig an das Jahr 1599 gebunden ist. Die bisherige Chronologie dieser beiden Stücke, die auf unzureichenden Grundlagen beruht, muß fallen, sobald die wahren Data zum Vorschein kommen. Das eine ist bereits gefunden, dem andern gehen wir entgegen, und werden im gleichen Verfolge für das Vorhandensein der Lustigen Weiber und ihres Vorläufers vor 1598 noch weitere Bestätigung finden. Vorderhand aber dürfen wir uns begnügen, die nächsten Hindernisse weggeräumt zu haben, können den unterbrochenen Gang auf dem alten Wege fortsetzen und allmählich jener Dramengruppe näher rücken, die mit den Lustigen Weibern von gewisser Seite zusammenhängt.

Am 22. December 1593 schloß Richard Burbage, der Hauptunternehmer der unter dem Lord Kammerherrn stehenden Schauspielergesellschaft, welcher Shakspeare angehörte, mit einem Zimmermeister einen Vertrag, der, obwohl nicht mehr vorhanden, unbedenklich als der Vertrag über den

Bau des Globustheaters angesehen werden darf*). Daß dieser Holzbau im Laufe des Jahres 1594 fertig wurde, versteht sich von selbst. Der Globus, als Sommertheater, muß somit ohne alle Frage im Frühling 1595 eröffnet und die gute Jahreszeit hindurch benützt worden sein. Aber auch in Blackfriars, dem kleineren Wintertheater der Gesellschaft, waren Reparaturen nöthig geworden, die im Frühling 1596 vorgenommen werden konnten**). Die Truppe

*) Man hat nämlich nur noch die Verschreibung, durch die sich Burbage nach damaligem Rechtsbrauche zur Haltung des gleichzeitig abgeschlossenen Vertrages verpflichtete. Aber am 8. Januar 1600 schloßen die Unternehmer des Fortunatheaters, Henslowe und Alleyn, mit dem gleichen Zimmermeister den noch erhaltenen Bauvertrag, worin ausbedungen ist, daß dieses Theater zum Theil nach dem Muster des letzt auf der Bankseite errichteten Schauspielhauses (»the late-erected playhouse on the Bank«) erbaut werden solle. Nun ist der Globus bekanntermaßen unter den vor der Fortuna gebauten Theatern London's das jüngste: ein Londner Stadtplan von 1593 hat ihn noch nicht, wogegen er auf einem Plane von 1599 angegeben ist. Alle diese Data sind zuverlässig; sie stehen in Malone's Inquiry etc. (in dem Buche über die Irelandfälschungen), S. 86 f.

**) Zwei auf diese Angelegenheit bezügliche Documente, die Beschwerde einer Anzahl Einwohner des Freibezirks Blackfriars über die beabsichtigte Reparatur und Erweiterung dieses Theaters und die Gegenpetition der Schauspieler, sind als Angehörige der weitläufigen Familie der Perkinsfälschungen (kurz zu reden) entlarvt. Wer der Urheber dieser Fälschungen ist, das beschäftigt uns hier nicht weiter: der Herausgeber derselben ist Mr. John Payne Collier. Das dritte Document ist der im Dulwich College aufbewahrte Zettel, auf welchem Veale, ein Untergebener des mit der Theaterpolizei beauftragten Master of the Revels, am 3. Mai 1596 den Unternehmer Henslowe benachrichtigt, sein Herr habe vom Geheimenrathe Befehl erhalten, in Blackfriars die Reparatur zu gestatten, aber

mußte also nicht bloß während des Jahres 1594, sondern noch in der zuletzt genannten Zeit sich eines andern Hauses bedienen, und diesem Umstande verdanken wir es, daß aus ihrer langen, reichen Geschichte ein paar spärliche Blätter, von fremder und ungeschickter Hand aufgezeichnet, übrig geblieben sind.

Die Kammerherrngesellschaft fand nämlich das gewünschte Unterkommen, vielleicht neben andern kleineren Bühnen, in

---

nicht die Erweiterung. Henslowe stand damals, wie sich sofort des Näheren ergeben wird, in Geschäftsverbindung mit der Kammerherrntruppe, die somit an den zu einer Auskundschaftung dieser Art sehr geeigneten Mann eine Ansprache hatte. Leider ist der Zettel ebenfalls von Mr. Collier edirt, und so weit wäre er keine Bohne werth; allein die Stimmführer und berufenen Richter in der schwebenden oder vielmehr abgethanen „Shakspearecontroverse", Mr. Hamilton, Mr. Hardy, Dr. Ingleby (dieser in seiner so umfassenden Feststellung der gesammten Frage) zweifeln die Echtheit des Schreibens von Veale an Henslowe auch nicht mit einer Silbe an. Dasselbe scheint vielmehr dem Fälscher den Grundstock des thatsächlichen Materials dargeboten zu haben, aus welchem er die beiden genannten Documente schmiedete. Malone freilich folgert (S. 214 f.) aus dem Patent, das Jacob 1603 der Shakspearetruppe ertheilte und worin nur der Globe als ihr Schauspielhaus genannt ist, daß sie das Blackfriarstheater damals und vorher nicht besessen habe. Dasselbe war ja aber von Burbage Vater erbaut, und wo anders sollte also die Truppe gespielt haben, ehe sie den Globus besaß? Die Auslassung kann wohl nur den Sinn haben, daß das Patent sich mit Nennung ihres Haupttheaters begnügen wollte. Indessen mag es mit dieser Frage und mit Veale's Zettel stehen wie es will, die Hauptsache ist, daß die Gesellschaft genöthigt war, vom Sommer 1594 bis zum Sommer 1596 theilweise auswärts zu spielen, und daß sie in Folge dieser Nöthigung ein Verhältniß einging, dessen Hinterlassenschaft zweifellose Aufschlüsse gewährt.

einem Vorstadttheater zu Newington Butts, das der Pfandverleiher, Thiergartenpächter und Theaterunternehmer Philipp Henslowe zu vermiethen hatte. Sie mußte sich jedoch mit der Truppe des Lord Admirals in die Benützung des Hauses theilen. Daß diese beiden rivalisirenden Hauptgesellschaften gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, ist kaum zu denken: ohne Zweifel behalfen sie sich neben einander und wechselten in selbständigen Vorstellungen mit einander ab. Die Miethe des Unternehmers bestand in einem Antheil an dem jeweiligen Ertrage derselben, und diesen buchte er sorgfältig in jenes Diarium, das unter anderem durch die Autographen sämmtlicher geldbedürftiger Dramatiker jener Tage ein Schatz für den Liebhaber geworden ist*).

Allein den alten Geschäftsmann bekümmerte bloß das Geld, von welchem sein Schwiegersohn Alleyn später so edeln Gebrauch gemacht hat, und der Werth der aufgeführten Stücke bestand ihm lediglich in ihrer Ertragsfähigkeit. Er hat daher nur das Datum und den Titel der Stücke nebst seinem Antheil an der Einnahme und dem Vermerk der erstmaligen Aufführungen, für welche die Eintrittspreise erhöht wurden, zu verzeichnen gewürdigt; aber den Titeln ist weder der Name des Dichters noch auch nur die Angabe derjenigen der beiden Gesellschaften, die das betreffende Stück gespielt hatte, beigefügt. Wir sind somit großentheils

---

*) The diary of Philip Henslowe, ed. by J. P. Collier, p. 35—75. Das Original wird in Dulwich College, der Stiftung Edward Alleyn's, aufbewahrt. An der Echtheit der oben nach und nach aus demselben zur Sprache kommenden Notizen ist nicht zu zweifeln. In diesem geschlossenen Bande verbot sich jede Fälschung von selbst: sie würde sich sofort durch den Abstand der Schrift verrathen haben.

auf's Rathen angewiesen. Doch finden sich für unsern Zweck vornehmlich zwei Ergebnisse, bei welchen man völlig sicher geht. Das eine betrifft die Dauer des Vertrages zwischen der Shakspearetruppe und Henslowe: dieses Verhältniß währte vom 3. Juni 1594 bis zum 18. Juli 1596, wodurch das vorhin über den Bau des Globus und die Reparaturen in Blackfriars Gesagte nicht wenig bestätigt wird Zu dem zweiten Ergebniß, und dies ist eine felsenfeste Datirung Heinrich's V. im Verein mit seiner Gruppe, welcher auch die Lustigen Weiber von Windsor angehören, zu diesem Ergebniß gelangen wir in kurzer Frist, nachdem wir nur erst eine Weile in Henslowe's Rechnungsbuch geblättert haben.

Das Newingtontheater, auf welchem die beiden Gesellschaften spielten, wurde „In the name of God Amen“ am 3. Juni 1594 mit dem biblischen Stücke „Heaster and asheweros“ eröffnet, und gleich den zweiten Tag hernach steht in dem Buche ein Drama „andronicous“. Ein „tittus and ondronicus“ aber war laut Henslowe auch schon am 23. Januar desselben Jahres von einer andern an ihn gebundenen Gesellschaft, der Truppe des Grafen von Sussex, auf nicht genanntem Theater gegeben worden, und diese Aufzeichnung steht in merkwürdigem Einklang mit der Versicherung der Quartausgabe des Titus Andronicus von 1600, daß diese Tragödie zu verschiedenen Malen von vier Gesellschaften, sowohl von den Dienern der Grafen Pembroke, Derby und Sussex als von der Kammerherrntruppe, gespielt worden sei. Eine auffallende Erscheinung, die wohl erwogen zu werden verdient, hier aber, wo wir ohnehin noch ein wenig zu blättern haben, uns allzu weit von dem vorgeschriebenen Pfade abführen würde.

Am 9. Juni wurde in Newington ein Hamlet gegeben, der nicht als neu bezeichnet ist. Daß Shakspeare's Hamlet erster Hand vor 1602 und höchst wahrscheinlich auch schon vor 1598 gespielt wurde, ist bereits dargethan. Nun hat die Admiralstruppe in der Zeit, da sie allein auftrat, vom 14. bis 16. Mai 1594 und wieder vom 27. October 1596 bis 28. Juli 1597, keinen Hamlet aufzuweisen. Ist sonach das Stück eher der Kammerherrntruppe zuzuschreiben, so könnte es Shakspeare's ersthändiger Hamlet sein. Nur ist alsdann die Frage, ob diese Truppe das Stück schon früher einmal nach Newington gebracht hatte, oder ob es schon so alt war, daß sie es auch in der Vorstadt nicht mehr als neu auftischen konnte. Es wurde übrigens nicht mehr als Einmal aufgeführt.

Am 11. folgte „the tamynge of a shrowe". Wenn eine Aufzeichnung von so ungebildeter Hand etwas bewiese, so wäre das ältere Stück dieses Namens gemeint, das den unbestimmten Artikel hat; denn Shakspeare, als er dasselbe überarbeitet wieder auf die Bühne brachte, betitelte seine Erneuerung „The Taming of the shrew". Die ältere Shrew gehörte jedoch der Pembroketruppe, und es ist daher anscheinend eben diese Shakspeare'sche Bearbeitung, die mit seiner Truppe nach Newington kam. Der Dichter hat das Stück wesentlich verbessert und sogar etwas plot hinzugefügt, doch ist ein guter Theil des früheren Inhalts unverändert geblieben. Eine solche Aneignung kann gewiß nicht ohne die Einwilligung der ursprünglichen Eigenthümer geschehen sein. Diese besaßen ja aber, wie wir so eben gesehen haben, den Shakspeare'schen Andronicus, und so geben uns die beiden gegenseitigen Aneignungen einen Fingerzeig für die Art, wie man sich mit einander abfand,

wenn eine Gesellschaft ein Drama brach liegen hatte und eine andere noch etwas damit auszurichten glaubte. Die Shrew vom 11. Juni figurirt übrigens auch nicht als ein neues Stück. Auch ist sie ebenfalls nur dies Eine Mal gegeben worden. Um jedoch aus diesen einmaligen Aufführungen, wenn sie wirklich die Kammerherrntruppe angehen, einen festen Schluß ziehen zu können, müßte man wissen, wie oft diese Truppe überhaupt in Newington aufgetreten ist.

Indessen kann von den drei bisher genannten Stücken nur das erste mit vollerer Begründung unserem Dichter zugeschrieben werden. Sein erster Hamlet und seine Widerspenstige haben kein Datum, das für die in Rede stehende Zeit einen sichern Anhalt böte; sein Andronicus aber war im Jahr 1594 längst vorhanden, er gehörte der Kammerherrntruppe, und unter den drei andern Gesellschaften, die des Stückes vor 1600 habhaft geworden, ist die Admiralstruppe nicht mit genannt. Ließe sich für die beiden andern Stücke der Beweis auch nur so weit führen wie für dieses, so hätte man ziemlichen Grund zu der Vermuthung, die jedoch ohnehin nahe liegt, daß die Shakspeare'sche Muse, wenn sie auch in Blut und Grausen wühlte oder mit den derbsten Späßen um sich warf, nicht geschaffen gewesen sei, in der Vorstadt ihr Glück zu machen.

Am 25. August wurde eine venetianische Komödie als neu aufgeführt: „the Venesyon comedey" schrieb der alte Haifisch. Kurz zuvor hatte er einen „marchant of eamden (Kaufmann von Emden)" ebenfalls als neu gebucht. Der Titel war ihm also geläufig, falls das neue Stück „Kaufmann von Venedig" geheißen hätte. Allein wer wird glauben, daß Shakspeare im Stand gewesen wäre, einen

Titel nachzuahmen oder (falls der seinige älter war) aus Rücksicht auf einen concurrirenden Titel abzuändern? Der letztere Grund befreit ihn von der „venetianischen Komödie", und der erstere dient zum Beweise, daß der Kaufmann von Venedig älter als der von Emden ist.

Vom 30. September an beherrscht auf lange Zeit „Docter fostose" das Newingtoner Theater. Dieser Doctor Faustus — eines der Zeugnisse für den damaligen poetischen Stoffwechsel zwischen Deutschland und England *) — ist die bekannte Tragödie von Marlow, der das Jahr zuvor in einem Liebschaftshandel den Tod gefunden hatte. Das Stück ist nicht als neu bezeichnet, aber sein Ertrag am 30. September kommt dem durchschnittlichen höheren Ertrage eines neuen Schauspiels gleich. Es wird also auf den größeren Henslowe'schen Theatern noch ein frisches Stück und in Newington eine wirkliche Novität gewesen sein, so daß der Unternehmer wahrscheinlich, wie ihm auch sonst hie und da sichtbar widerfahren ist, bloß vergessen hat, sein „ne" beizusetzen. Faustus gehörte, wie Marlow's Tamerlan und Jude von Malta, zum Repertoire der Admiralstruppe, die ihn denn auch nach dem Abgang der Kammerherrntruppe noch zu wiederholten Malen gab.

Am 8. November taucht ein Cäsar und Pompejus („Seser and pompie") auf, wozu sich am 18. Juni des folgenden Jahres ein zweiter Theil („2 pte of Sesore") gesellt. Nichts Shakspeare'sches. Er hatte, scheint es, wenig Lust, seinen Caviar vor die Vorstadtmenge zu bringen.

Während des Sommers 1595 sodann hat die Admirals-

*) Das erste deutsche Faustbuch von 1587 war schon 1588 in England übersetzt.

truppe ohne allen Zweifel meist allein spielen können; denn zu dieser Zeit waren natürlich die Vorstellungen des Globustheaters in vollem Gang.

Nun aber, am 28. November 1595, zieht Heinrich der Fünfte („harey the V") als ein neues Drama in die Vorstadt ein, wird bis zum 15. Juli 1596 zwölfmal wiederholt, und ist mit dem drei Tage hernach eintretenden Erlöschen des Vertrages zusammt der Kammerherrntruppe aus Henslowe's Buch verschwunden*).

*) Am 18. Juli 1596 schließen Henslowe's Einträge über die Mitbenützung seines Theaters durch die Gesellschaft des Lord Kammerherrn. Diese Einträge bilden, trotz kleiner Unterbrechungen, eine fortlaufende Reihe. Auf den 18. Juli folgt eine größere Lücke bis zum 27. October, an welchem die Admiralstruppe allein wieder auftritt, um eine ununterbrochene, mit seltener Regelmäßigkeit verzeichnete Reihe von Vorstellungen zu geben, die erst am 28. Juli 1597 schließt. Dieses Verzeichniß, so früh nach dem Abgang der Kammerherrntruppe beginnend und so lang fortlaufend, beseitigt jeden Zweifel. Im October 1597 sodann tritt die Admiralstruppe mit der kleineren Pembroketruppe zu einer vereinigten Gesellschaft zusammen (Henslowe S. 91, 103, 104), woraus gefolgert werden könnte, daß dies doch vielleicht auch zwischen den beiden großen Truppen der Fall gewesen sei. Allein selbst in diesem nicht sehr wahrscheinlichen Falle wäre es dennoch außer Frage gesetzt, daß Heinrich V. der Shakspearegesellschaft angehörte. Sie müßte ihn nämlich alsdann in das vereinigte Repertoire eingeworfen und bei ihrem Abgang wieder herausgezogen haben. Denn wenn er, wie es bei der Genossenschaft von 1597 mit andern Stücken geschah, als gemeinsames Eigenthum der beiden Truppen erworben worden wäre, so hätte ihn die zurückbleibende Admiralstruppe nach dem Abgang der andern fortgespielt. Sein Verschwinden ist mithin auf alle Fälle entscheidend. Verbraucht kann er mit dem 15. Juli nicht gewesen sein, denn er war gerade in dieser letzten Zeit binnen fünf

Es kann somit keinen Zweifel erleiden, daß dieses Stück Eigenthum der Kammerherrntruppe war. Auch die des Admirals hatte ihren Heinrich V. Im Jahr 1598 machte Henslowe ein Inventar ihres Theaterapparats und merkte unter den mit „gone and lost“ bezeichneten Gegenständen Heinrich's V. Wamms und Sammtrock an; drei Tage nachher hatten sich die Herrlichkeiten wieder vorgefunden oder waren neu angeschafft worden*). Wenn aber die Truppe das Stück schon 1595—96 besaß, so muß sie Anstand genommen haben, sich mit ihm neben dem Heinrich V. der Kammerherrntruppe sehen zu lassen; sonst hätte sie nach der Entfernung derselben dieses Licht gewiß nicht unter den Scheffel gestellt. Und so wird es sich wohl auch verhalten haben; denn das Zusammensuchen der vernachlässigten Garderobe deutet auf die Absicht, einen älteren Heinrich V. irgendwie erneuert in Scene zu setzen, nachdem seinem Rival von 1595 die Blüthe der ersten Neuheit abgefallen war.

Was für ein Heinrich V. aber ist dieser Rival gewesen?

Tagen noch zweimal gegeben worden. Seine Aufführungsverhältnisse gleichen den ersten Erfolgen des Faustus, der sich mindestens von 1594 bis 1597 hielt und dann neu zugestutzt wurde. Obendrein mußte sich die Admiralstruppe vom 27. October bis zum 4. December mit lauter alten Stücken behelfen. Sie gab den Faustus in dieser Zeit zweimal, würde also ein jüngeres Stück, das nach der so raschen Folge einer zwölften und dreizehnten Aufführung noch lange vorzuhalten versprach, nicht ungenützt liegen gelassen haben.

*) Henslowe S. 271, 276. Einen Heinrich V. hat er auch unterm 14. Mai 1592 als von Lord Strange's Truppe aufgeführt bezeichnet; der Eintrag steht aber isolirt zwischen siebzehn Vorstellungen eines unbekannten Heinrich VI., daher kann die Ziffer fast nur ein Schreibfehler sein.

„The famous Victories of Henry V.", Shakspeare's augenscheinliche Vorlage, waren bekanntlich schon in den achtziger Jahren auf der Bühne, und Tarlton, der „princeps comoediorum", trat als Clown darin auf. Tarlton (gest. 1588) war „Schauspieler der Königin", und es ist eine deutliche Spur vorhanden *), daß er mit derjenigen von den beiden zeitweilig so genannten Truppen zusammen spielte, die früher dem Grafen Leicester angehört hatte und später dem Lord Kammerherrn untergeben war, mit der Burbagetruppe. Wahrscheinlich also befand sich diese Truppe im rechtmäßigen Besitze der „Famous Victories", und dies mag, nebenher bemerkt, ein Licht auf die Rechtsverhältnisse werfen, in welchen Shakspeare sich bewegte, wenn er ältere Stücke überarbeitete oder vielmehr zu eigenen Schöpfungen erhob.

Nun ist der Heinrich V. vom 28. November 1595 ein neues Stück und ist Eigenthum der Truppe, deren Dichter Shakspeare war, Shakspeare auf der Höhe, die er inmitten der Zeit zwischen den bekannten Zeugnissen von 1592 und 1598 erstiegen hatte. Schon vor 1592 hatte er seiner Truppe einen Heinrich VI. geliefert, wahrscheinlich ebenfalls eine selbständige, zur Originalschöpfung erhobene Umarbeitung eines älteren Drama's, und 1598 wird er mit zwei Richarden, einem Heinrich IV. und einem König Johann als Meister der Tragödie aufgeführt. Diese letzteren historischen Stücke müssen, als Meres schrieb, nothwendig auf der Bühne etwas eingebürgert gewesen sein, was für eine solche

*) Der in Dulwich College aufbewahrte Plan zum zweiten Theil seiner »Seven deadly sins«, worin Richard Burbage als Mitspieler aufgeführt wird. Vgl. Collier Memoirs of the principal Actors in the Plays of Shakespeare, p. 13.

Anzahl von Dramen immerhin eine namhafte Zeit erfordert. Die drei Stücke Richard II. und Heinrich IV. sind, wie aus ihrer Anlage hervorgeht, genau in der historischen Reihenfolge geschrieben und verlangen den Heinrich V. als unmittelbar folgenden Schluß. Wollte man nun dabei beharren, daß dieser Schluß erst nach 1598 oder 1599 hinzugekommen sei, so müßte man annehmen, das gleichnamige neue Stück von 1595 sei von der Truppe einem Andern zur Bearbeitung anvertraut worden als ihrem schon bewährten Historiendichter, der ja obendrein zu dieser Zeit, selbst wenn man die denkbar späteste Datirung aufrecht halten will, mit der auf dieses Stück als Schlußstück angelegten Historiengruppe bereits in vollster Vorbereitung begriffen gewesen wäre. Genug, unser Newingtoner Heinrich kann einen Heimathschein aufzeigen, dem die schärfste Prüfung nichts anhaben wird.

Denn jetzt brauchen wir nur zu unserem Ausgangspunkte zurückzukehren und die gewonnenen Data zusammenzuhalten, dann können wir auf diesen Heimathschein das Siegel drücken.

Die Lustigen Weiber sind, wie wir uns überzeugt haben, im Jahre 1595 verfaßt. Daß aber diese Komödie in der Reihe der Falstaffsstücke — nach Anordnung und Abfassung — das letzte ist, braucht eigentlich kaum bewiesen zu werden.

Die Priorität des ersten derselben, 1 Heinrich IV., versteht sich von selbst. Für die des zweiten, 2 Heinrich IV., an zweiter Stelle, wird es genügen auf Pistol und den Pagen hinzuweisen. Pistol gibt sich in diesem Stücke anfangs etwas unbestimmt, in gewöhnlicher Prosa mit den Andern witzelnd, und entwickelt sich erst im Conflict, als

ob ihm sein Charakter auf einmal inspirirt würde, zum potenzirten Ephesier; doch wirft er noch mit „Humoren" um sich, die er im Heinrich V. und in den Lustigen Weibern ausschließlich an Nym abgeben muß. In diesen beiden letzteren Stücken dagegen geht er von Anfang an auf den gewohnten Stelzen. Der Page sodann, wie konnte er von Falstaff einer Bürgersfrau zu Windsor in so müßiger Weise abgetreten werden, wenn er nicht von jenem zweiten Stücke her dem Dichter zur Hand und dem Publicum als artige Figur empfohlen war?

Daß eben so Heinrich V. an dritter Stelle die Priorität vor den Lustigen Weibern hat, dafür braucht man nur auf Nym hinzublicken. Wenn man dessen erstes Auftreten im Heinrich V. mit dem im vierten Stücke vergleicht, so wird *man* sich überzeugen, daß er dort als neue Dramatis persona erst eingeführt wird, hier dagegen seinen „Humor" wie ein altes Inventarstück herkommensrechtlich spielen läßt.

Jedoch das Verhältniß der Komödie zu den drei Historien, als Nachspiel der Falstaffiade, ist noch viel stärker ausgesprochen. Falstaff und Genossen sind in den beiden Heinrichen zeit- und sittenbildliche Figuren von bestimmtem Charakter und in bestimmten Lebensstellungen. In den Lustigen Weibern ist zum Theil, wie bei Falstaff, der Charakter merklich modificirt, zum Theil, wie bei der Quickly, die Lebensstellung völlig geändert. Dabei stehen diese Figuren fast alle müßig auf einem Zufallsboden, ohne zu wissen wie sie mit einander dorthin „an den Strand geworfen" sind.

Ein Theil der englischen Kritiker hat die ergötzlichsten Anstrengungen gemacht, diese und ähnliche Widersprüche

zu reimen. Für eine pragmatisch solide Kritik muß Falstaff begreiflicherweise bei lebendigem Leibe in Windsor seßhaft gewesen sein. Bestünde jedoch auch etwa eine entfernte Möglichkeit, den Windsorer Falstaff in der Atmosphäre Heinrich's V., für welchen er doch Alles eher als ein Tölpel war, auch nur sterben zu lassen, so ist es jedenfalls platterdings unmöglich, die Quickly aus dem Dienste bei dem französischen Doctor wieder auf ihre alte Wirthschaft zurückzuversetzen, damit sie dem abscheidenden Ritter die Augen zudrücken kann. Aber eine Gruppe Figuren, die sich die Gunst des Publicums erworben, aus ihren bisherigen Verhältnissen herauszunehmen, ja zum Theil aus dem Grabe und vom Galgen zu holen, um sie auf einem trotz all seiner Wirklichkeitsbestandtheile halb phantastischen Boden als wohlbekannte Masken, frei behandelt und zum Theil chargirt, noch einmal in Gesellschaft mit einander vorzuführen, das ist möglich und das hat der Dichter gethan. So, wie sie in dieser Komödie stehen, konnte er nachher nicht wieder mit ihnen auf den alten historischen Boden zurückkehren, und er wollte es auch nicht; denn jetzt hatte er mit ihnen abgeschlossen.

Die deutsche Kritik hat dies längst eingesehen, daher wir uns nicht weiter bei der Frage aufzuhalten brauchen. Wir kommen ohnehin noch mit ein paar Worten auf den innern Verlauf der Fallstaffsscenen zurück.

Man darf demnach als erwiesen annehmen, daß Heinrich V. den Lustigen Weibern in der Abfassung vorangegangen ist. Hiemit stimmen denn auch die beiden Data, die wir haben, vollkommen überein. Diese Data, zunächst sofern sie beide in das Jahr 1595 treffen, unterstützen einander auf das glücklichste: denn obgleich jedes von ihnen

für sich allein zu einem vollen Beweise für die Chronologie seines Drama's und eines von ihnen sogar für die Chronologie beider Dramen ausreichen würde, so dürfte hiemit vielleicht doch nicht allem und jedem Bedenken gesteuert sein; vereinigt aber sind sie stark genug, dem hartnäckigsten Zweifel die Spitze zu bieten. Da es indessen noch etwas Hartnäckigeres als den Zweifel gibt, nämlich einen gewissen Glauben, welchen man den Autoritätsglauben zu nennen pflegt, so schlagen wir zu guter Letzt noch einmal Henslowe's Vermerkbuch auf, um daraus der bisherigen Chronologie beider Stücke vollends den Leichensermon zu lesen, — was wohl am passendsten in den untern Regionen geschehen wird*).

*) Am 22. December 1598 erhielt Henry Porter von Henslowe einen Vorschuß von fünf Pfund auf »the 2 pte of the 2 angrey women of abengton«; am 12. Februar 1599 kamen noch zwei Pfund »in fulle payment« hinzu, so daß also das jetzt fertige Stück mit sieben Pfund bezahlt war; und am 28. Februar gab ihm Henslowe einen neuen Vorschuß auf ein Stück »called II mery wemen of abenton«, wobei der arme Schlucker noch versprechen mußte, für Niemand sonst zu schreiben (Henslowe S. 141. 145. 146.) Ein erster Theil der Zwei bösen Weiber von Abingdon war also schon vor dem 22. December 1598 vorhanden, und muß, da er den alten Theaterunternehmer auf eine Fortsetzung und ein Seitenstück einzugehen lockte, nicht unbeträchtlichen Beifall gefunden haben. Dies ist auch kein Wunder, denn Porter's Böse Weiber (abgedruckt im 5. Bande der Publicationen der Percy Society) sind eine sehr unterhaltende Komödie, der es obendrein in einzelnen Partieen weder an Witz noch Geist gebricht, obwohl freilich ein Werk von äußerst roher Conception (in jeder Beziehung), das nur geeignet ist, dem Genius und den Verdiensten Shakspeare's als Folie zu dienen. Uebrigens bildet diese Komödie ein abgeschlossenes Ganzes, das sich durchaus nicht in „zwei Theile" zerlegen

Nachdem dies verrichtet ist, haben wir denn nur noch die Summe zu ziehen. Die Lustigen Weiber sind in der

---

läßt, woraus klar erhellt, daß eben das leidige Handwerk durch den Succeß ermuntert wurde, einen wiederkäuenden zweiten Theil (der nicht auf uns gekommen ist) herauszuwürgen. Der angebliche erste Theil aber, d. h. die keines Zusatzes bedürftige Komödie der Bösen Weiber, bedurfte zur Documentirung des Successes einer Anzahl von Aufführungen und muß folglich schon einige Zeit vor dem 22. December 1598 vorhanden gewesen sein. Shakespeare würde also, wenn seine Lustigen Weiber auch noch im gleichen Jahre mit der Schrift von Meres erschienen wären, einen Lustspieltitel vorgefunden haben, an welchem er eine Art von Plagiat beging. Wäre diese seine Komödie gar erst in oder nach dem Jahr 1599, dem vermeintlichen Datum ihres Vorgängers Heinrich V., geschrieben, so hätte er einem untergeordneten Poeten, der sich selbst schon plagiirt hatte, den Titel mit Haut und Haar abgeborgt. Dann traf er Zwei lustige Weiber von Abingdon an, nahm die Lustigen Weiber mit und machte nur aus Abingdon Windsor, um doch noch ein ganz klein wenig Original zu bleiben. Natürlich ist weder das Eine noch das Andere geschehen, sondern die Sache ging umgekehrt vor sich, und die Titel der Weiber von Abingdon sind das Werk der Industrie. Diese, ihre gewohnte Art auch hierin nicht verleugnend, fand die beiden Merry wives of Windsor auf ihrem Wege, machte gelegentlich aus dem Titel Capital für die Two angry women mit verändertem Ortsnamen, münzte dann diesen Titel wieder um und kam so auf einem anständigen Umwege zu den ursprünglichen Lustigen Weibern zurück. Noch directer ist die Entlehnung im Lustigen Teufel von Edmonton, wo aus dem spaßhaften Hosenbandwirth einfach ein »merry Host of the George« geworden ist (dem auch der Schildwechsel, beiläufig bemerkt, durch den von Shakspeare in anderer Weise vorgenommenen Schildwechsel eingegeben sein dürfte). — Wie aber — so kann der Autoritätsglaube in seinen letzten Zügen fragen — wenn Shakspeare mit den Lustigen Weibern just während die Schrift von

zweiten Hälfte 1595 geschrieben, also ungefähr um die Wende von 1595—96 zur Aufführung gelangt, und kurz zuvor, im November 1595, hat ein Heinrich V. als „neu" die Newingtoner Bühne betreten. Dieser Heinrich ist Eigenthum der Shakspearetruppe, er fällt in die vollste Blüthezeit des Dichters, zumal in die Hauptzeit seiner englischen Historien, ist das vorletzte in der Reihe der Falstaffsstücke, deren letztes bereits ein unerschütterliches Datum hat, und muß auch noch zu allem Ueberflusse mit diesem zusammen vor 1599, vor 1598 geschrieben sein, wenn nicht der erste Dichter seiner und vieler Zeiten den Titel eines Drama's mehr oder weniger bettelhaft entlehnt haben soll, wird also zugleich durch diesen Nebenbeweis vollends von dem ihm bisher angewiesenen Datum gerade so weit zurückgeschoben,

---

Meres unter der Presse war und zugleich eben noch einen Augenblick vor Porter's erstem Theile der Zwei bösen Weiber aufgetreten wäre? Wohlan, und mögen Sonne und Mond dazu stille stehen, um den Augenblick recht lang zu machen, so ist Meres schon durch Heinrich V. so weit aus dem Felde geschlagen, daß er auch den Lustigen Weibern nicht mehr im Wege steht: denn selbst wenn diese für ihn noch nicht existirt hätten, so muß dann ja doch jener vor dem Drucke seiner Schrift jedenfalls vorhanden gewesen sein. Sobald aber einmal erwiesen ist, daß er den Heinrich V. gekannt haben muß, so hat auch sein Schweigen über die Lustigen Weiber den letzten Rest chronologischer Kraft verloren; und da hiemit die einzige Beziehung, welche die beiden Dramen bisher zum Jahre 1598 hatten, schwindet, da ferner für Heinrich V. nach dem unmöglichen Jahre 1598 das Jahr 1599 auch nicht mehr möglich oder vielmehr noch unmöglicher ist, so kann nunmehr in letzter Instanz diesen beiden Jahreszahlen jeder Anspruch auf die beiden Dramen endgültig aberkannt werden, und das Jahr 1595 tritt ohne fernere Anfechtung in den Besitz der Rechte, die ihm bereits aus guten Gründen zugesprochen sind.

daß er dem neu gewonnenen Datum ganz bequem die Hände reicht. Der Heinrich, der am 28. November 1595 in Newington gegeben wurde, kann kein anderer als Shakspeare's Heinrich V. sein.

Er war damals neu, in Newington nämlich. Niemand wird glauben, daß ein Stück wie dieses von der Gesellschaft, die im Sommer 1595 den Globus zur Verfügung hatte, zuerst in die Vorstadt gebracht worden sei. Dreizehnmal in rascher Folge wurde er dort aufgeführt, aber ohne die andern Stücke, die er doch nothwendig voraussetzt. In diesen und einigen andern Thatsachen, die untersucht sein wollen, verbirgt sich etwas von der Erstlingsgeschichte der genannten Dramen, was man aus verwischten Zügen halb und vielleicht mehr als halb herauslesen kann.

Die drei Stücke Heinrich IV. und Heinrich V. hängen innerlich so zusammen, daß sie gewissermaßen eben so viele Acte eines großen dramatischen Geschichtsgemäldes bilden. Wenn sie als solche, wie nicht anders anzunehmen, in möglichst kurzen Pausen nach einander über die Bretter gegangen sind, so ist das der riesigen Productionskraft des Dichters und zugleich dem wohl zu bedenkenden Erfordernisse seines Theaters durchaus gemäß. Mit Richard II. zusammen geben sie eine historisch-tragische, so wie andererseits mit den Lustigen Weibern zusammen eine komische Tetralogie; doch ist die Tragödie Richard II. nicht so fest an die andern Stücke gefügt, daß sie nicht bei einer Gesammtaufführung nach Belieben vorausgeschickt oder (zumal wenn durch die Censur verstümmelt) weggelassen werden könnte.

Wenn nun Heinrich V. im Herbst 1595, und zwar mit

großem Erfolge, auf das Newingtontheater kam, so ist er offenbar vorher den Sommer hindurch mit den beiden andern Dramen, zu welchen er gehört, im Globus gegeben worden. Die Aufführungen in der Vorstadt können nur Folge und Nachklang der großen Sommerspiele gewesen sein. Denn im Frühling, ungefähr zu der Zeit, da unser Breuning in seiner italienischen Rede stecken blieb, muß die Eröffnung des neuen Theaters stattgefunden haben.

Hier drängt sich nun ein Schluß auf, der zwar auf keinem Documente, aber dennoch auf nicht ganz schwachem Grunde ruht und darum wohl auch nicht allzu kühn sein möchte. Seine Hauptstütze ist das Vertrauen, das wir zu der Leitung hegen dürfen, unter welcher Shakspeare's Truppe stand. Diese Leitung müßte sehr schlecht gewesen sein, wenn es ihr entgangen wäre, welches dramatische Werk — falls es nämlich vorhanden war — zur Eröffnung des neuen Theaters am besten paßte. Mit einem nationalgeschichtlichen Drama, mit Schiller's Wallenstein, ist in dem kosmopolitischen Deutschland von 1798 das neue Weimarer Theater eröffnet worden: und im England der Elisabeth sollte unter ähnlichen Umständen weniger geschehen sein? Von allen Historien aber, welche die dramatische Muse jenes Englands hervorgebracht hat, eignete sich keine besser zu einem solchen Zwecke, als die Trilogie, deren Hauptfigur von Anfang bis zu Ende der Nationalheld Heinrich V. ist, zumal mit einem Anfang wie das erste der drei Stücke, das den Helden in seiner lustigen und doch schon so heroischen Jugend vorführt.

Betrachtet man nun diesen ersten Theil von Heinrich IV. unter dem gewonnenen Gesichtspunkte näher, so wird man mehr als je gewahr werden, daß er Allen Alles bieten will, Diesem das Heroisch-Nationale, Jenem ein Lustspielelement,

wie es in keinem der andern historischen Stücke, überhaupt in keinem andern Drama, so hinreißend übermüthig wiederkehrt. Das Stück erscheint zur Eröffnung des neuen Theaters wie geschaffen, und so dürfen wir, gründlichere Ueberzeugung vorbehalten, vorerst der Wahrscheinlichkeit Raum geben, daß es wirklich zu dem genannten Zwecke geschaffen worden ist, als ein Programm dessen „Was wir bringen".

Aber ach, nicht nur Bücher, auch Programme können ihre Schicksale haben, und „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil". Die Sage murmelt, die erste Aufführung von 1 Heinrich IV. sei nicht ganz glatt und eben abgelaufen; aber nicht die Sage allein, der Dichter selbst sagt es mit ziemlich dürren Worten.

Bekanntlich steht hinter Falstaff die mißhandelte Gestalt des einer edleren Darstellung würdigen Sir John Oldcastle, Lord Cobham, der unter der Regierung Heinrich's V. 1417 den grausamsten Tod des Ketzers starb. Dieser Märtyrer lebte in der anfangs fanatischen und später gedankenlosen Tradition als Zerrbild fort und war als solches — ein dicker Taugenichts, äußerlich ganz Falstaff, nur höchst geistlos ausgestattet — schon in den Famous Victories auf die Bühne gebracht worden. Der junge Dichter, in so ernster Sache etwas gar zu tendenzlos, griff den Charakter sammt dem hergebrachten Namen auf und lieh ihm jenen weltbezwingenden Humor, der den Zuschauer oder Leser selbst zu seinem Mitschuldigen macht und in Versuchung führt, nicht bloß die Gesetze Englands, sondern weit fundamentalere für einen Augenblick an den Nagel zu hängen.

Aber in der öffentlichen Meinung war mittlerweile ein Umschwung eingetreten, und das protestantische Bewußtsein

hatte sich in der Vergangenheit so weit zurecht gefunden, daß es dem Namen Oldcastle gegenüber, zumal vor einer Bühne, die sich an die Spitze der Bildung gestellt hatte, keinen Spaß mehr verstand. Nach der Sage hat die Königin aus Rücksicht für die Familie Cobham, die also remonstrirt haben müßte*), eine Aenderung des Namens anbefohlen. Dies mag, obwohl es nicht gerade ganz unwahrscheinlich ist, dahingestellt bleiben. Allein denke man sich vor einem Publicum von heute, das nicht einmal confessionelle Parteifarbe, sondern nur Sinn für geschichtliche Wahrheit zu haben braucht, eine Gestalt wie Johann Hus als Falstaff auf dem Theater herumgezogen: ein Sturm des Unwillens würde die Folge sein. Das Publicum des Globus mag sich einer derberen Organisation erfreut haben, doch ist es nichts desto weniger gewiß, daß nicht alle Zuschauer ungetheilt am Oldcastle Gefallen fanden. Die Figur — so wird man sich den Hergang denken müssen —

*) Oldcastle war durch Heirath zur Peerage gekommen, die nach seinem Tode an ein anderes Haus überging. Er war somit kein Ahnherr dieses Hauses, doch immerhin Verwandter, Vorgänger in der Würde und, die Hauptsache für einen stolzen Peer, Träger des gleichen Namens. Der Lord Cobham von 1595, von welchem der Protest ausgegangen sein müßte, kommt in Breuning's Gesandtschaftsberichte vor. „Der mylord Cobhan" (so nennt ihn dieser) „sobaldt ehr ankhommen, hab ich mich bey ihme anzeygen lassen; hatt aber begehrt, ich wollte nit zu ihme khommen, vß sondern ihme bewusten uhrsachen, wölle aber ein wegh alß den anderen nit vnderlassen, sich dieser sachen mit allem vleyß vnnd ernst wegen E. F. G. zu vnderfangen." Dieser Hosenbandordensritter scheint also etwas geradsinniger gewesen zu sein als die andern Großen. Der alte Herr starb im folgenden Jahre und hinterließ jenen Sohn, der durch den Hochverrathsprozeß unter König Jacob bekannter geworden ist.

hatte eine unwiderstehliche Wirkung, aber ein Theil des Publicums, und nicht der schlechteste, war über den Namen verstimmt*). Und zwar muß sich die Verstimmung, während des Spieles selbst, in einer nicht zu verkennenden Form geäußert haben; denn als die Vorstellung zu Ende war, fand es die Theaterleitung für gut, einen beliebten Schauspieler und Tänzer hinaus zu schicken, der, gleichsam aus eigenem Antriebe, den Besänftiger machen mußte. Es war derselbe, der nachher den erhaltenen Epilog zum zweiten Stücke sprach.

Eben dieser Epilog ist es, der uns die Geschichte der ersten Aufführung erzählt. „Neulich, wie ihr recht wohl wißt", sagt der Sprecher, „stand ich hier am Schlusse eines Stückes, das mißfallen hatte (in the end of a displeasing play), um eure Nachsicht dafür zu erbitten und euch ein besseres zu versprechen. Mit dem gegenwärtigen habe ich jene Schuld abzuzahlen versucht, und hoffe, ihr werdet mir verziehen haben. Wenn ihr nicht zu sehr mit fetter Kost überladen seid, so wird unser ergebener Autor die Geschichte fortsetzen, mit Sir John darin, und euch mit der schönen Katharine von Frankreich ergötzen, wo dann, so viel ich weiß, Falstaff an einem Schweiße sterben wird, wenn er nicht schon durch euer hartes Urtheil umgebracht ist; denn Oldcastle starb als Märtyrer, und dies ist nicht der Mann."

Der Gewandtheit dieser Entschuldigung und Abbitte wird die heutige Diplomatie, die oft so lang um einen armseligen casus belli verlegen ist, ihre Würdigung nicht versagen, sobald sie ihr nur die Gerechtigkeit angedeihen

*) Von den Puritanern kann bei der Aufführung kein Widerspruch laut geworden sein, denn diese gingen nicht in das Theater.

läßt, den Epilog halb so genau durchzusehen, als sie mit ihren gegenseitigen Noten zu verfahren pflegt. So glücklich nämlich der Dichter hier zu nebeln und zu schwebeln verstand, was er in einer etwas unangenehmen Sache, die seinem Publicum ohnehin deutlich war, sich wohl erlauben durfte, so kann doch der Sinn der Rede auch jetzt noch einer sorgfältigen Prüfung kein Geheimniß bleiben.

Neulich hat hier ein Drama mißfallen, das heutige war der zweite Theil von Heinrich IV., und mit Heinrich V., dem Eroberer Katharinens von Frankreich (auf die sich der Dichter im voraus etwas zu Gute thut), wird demnächst die Geschichte fortgesetzt: schon diese Folge des Zusammenhangs würde genügen, um darzuthun, daß der ganze Epilog nach rückwärts wie nach vorwärts von Einer und derselben Angelegenheit handelt, von der successiven Aufführung unserer Trilogie. Doch weiter. Das neuliche Drama hat mißfallen, weil die Figur Falstaff's darin Anstoß gab: so ist der Anfang und der Schluß des Bekenntnisses zu combiniren, wenn nicht der kurze Epilog confus und täppisch von zwei mißfälligen Stücken reden soll, ohne sie aus einander zu halten. Heute hat Falstaff nicht mehr mißfallen, denn der Sprecher steht mit dem Publicum nicht bloß auf dem Friedensfuße, sondern verspricht ihm obendrein den Falstaff noch einmal für das nächste Stück. Und dieser Lockvogel hat gleichwohl neulich aus einem gewissen Grunde angestoßen, denn — Oldcastle ist ein Märtyrer, und es war daher freilich nicht wohlgethan, ihn in dieser Figur vorzuführen. Jetzt aber heißt Sir John ein für allemal Falstaff, und Falstaff ist nicht Oldcastle. — Demgemäß wird er auch im Stücke selbst (wo er erstmals unter seinem neuen Namen auftrat) bei einer

sehr geschickt gewählten Gelegenheit mittelst Anrufs als „Sir John Falstaff!" eingeführt*). Der Theaterzettel hat wahrscheinlich ebenfalls das Seinige gethan, und durch den Epilog ist die Wandlung vollends besiegelt.

Es steht somit fest, daß bei der ersten Vorstellung von 1 Heinrich IV. Falstaff als Oldcastle das protestantische Gefühl beleidigt hat. Wenn man nun auch bezweifeln wollte, daß ihn der Dichter selbst so genannt habe, so ist es doch zunächst jedenfalls zweifellos, daß er vom Publicum dafür genommen wurde. Dies ergibt sich aus seinem zähen Fortleben als Oldcastle bei einem Theile dieses Publicums. Das Drama von Munday-Drayton-Wilson-Hathway, das der umgeschlagenen Meinung über den Märtyrer Ausdruck gab, „The true and honorable History of the Life of Sir John Oldcastle, the good Lord Cobham", kam 1599 auf das Theater und 1600 in den Druck, und dennoch nannte man um diese Zeit, dazu obendrein unter den Hofleuten selbst, den Falstaff immer noch bei seinem alten verpönten Namen**). Sodann ist noch in einem

*) Daß er sich dabei taub stellt und nicht auf den (neuen) Ruf gehen will, muß für diejenigen, die ihn als vormaligen Oldcastle kannten, eine höchst possierliche Wirkung gehabt haben.

**) Dies erzählt eine bisher übersehene Stelle in den Sidney Papers, II, 175. Dort berichtet Rowland Whyte vom 8. März 1600 an Sir Robert Sidney von den Festlichkeiten, die dem Friedensunterhändler aus den spanischen Niederlanden, Ritter Verreycken, gegeben wurden. Alle Lords in der Stadt; täglich Bankette und Schauspiele; am Mittwoch ein königliches Mahl beim Lord Großschatzmeister, und am Donnerstag ein delicates Diner beim Lord Kammerherrn, der nach Tische seine Schauspieler beruft, um den gefeierten Gast mit dem Oldcastle zu divertiren

1604 erschienenen Schriftchen vom dicken Oldcastle in der bekannten Eigenschaft die Rede; ja noch weit später, in einem Stücke das wahrscheinlich um 1611 gegeben, jedoch erst 1618 gedruckt wurde, wird auf Falstaff's weltbekannten Katechismus von der Ehre als auf einen Ausspruch Oldcastle's angespielt, ganz als ob Shakspeare's dicker Ritter diesen Namen ununterbrochen fortgeführt hätte*).

Allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß Shakspeare selbst den Namen bei der ersten Aufführung beibehalten hat. Ob das verrätherische „Old.“ statt „Fal.“ an einer Stelle des Raubdrucks von 2 Heinrich IV. (s. die Ausgabe von Delius S. 26) von der im Publicum und bei

---

(and there in the After Noone his Plaiers acted, before Vereicken, Sir John Old Castell, to his great Contentment«). Es ist entfernt nicht zu denken, daß dieser Oldcastle das für einen Katholiken äußerst anstößige Drama von 1599 (das überdies laut Henslowe der Admiralstruppe zugehörte) gewesen sei. Der spanische Niederländer, wenn er auch nicht englisch verstand, würde aus der bloßen Pantomime Unrath genug gemerkt haben. Auch hatte er natürlich Dolmetscher unter seinem Gesandtschaftspersonal. Falstaff aber mit seinem Davonlaufen vor den beiden Steifleinenen und seiner nachherigen Prahlerei war für ihn eine Pantomime, die ihm auch ohne Verständniß der Sprache to his great contentment gereichen konnte. Uebrigens kann die fragliche Komödie eben so gut die von Windsor gewesen sein; wenigstens sind die Lustigen Weiber später an K. Jacob's Hofe unter dem Titel „Sir John Falstaff“ aufgeführt worden (vgl. Delius Heinrich VIII., S. II).

*) — — — Did you never see
The play where the fat knight, hight Oldcastle,
Did tell you truly what this honour was?
Nathaniel Field, Amends for Ladies.

dem Nachschreiber eingewurzelten Verwechslung herrührt oder — wenn auf andere Art gestohlen — aus einem Uebersehen im Theatermanuscript geflossen ist, muß unentschieden gelassen werden. Aber die stehengebliebene eigenhändige Stelle im ersten Theil (Act 1, Sc. 2): „As the honey of Hybla, my old lad of the castle", bekennt denn doch laut genug, daß nicht bloß dem Publicum, welchem freilich der Epilog die Verwechslung in die Schuhe zu schieben scheint, sondern dem Dichter selbst der Name Oldcastle vorgeschwebt hat, so zwar, daß er kein Bedenken trug, denselben durch ein unzweideutiges Wortspiel zu vergegenwärtigen. Dieses Wortspiel beruhte zwar darauf, daß der Ausdruck eine geläufige Bezeichnung enthielt; jedoch wie man auch diese Bezeichnung ableiten möge*), an den dicken Ritter gerichtet kann sie jedenfalls nur eine bewußte und gewollte Anspielung auf den gleichlautenden Namen gewesen sein, den Jedermann aus der Tradition und von den Famous Victories her kannte. Eben darum bezeugt die Stelle noch mehr. Wenn nämlich Shakspeare die Figur gleich von Anfang an mit veränder-

---

*) Der Ausdruck »old lad of the castle«, als im Sinn von „Raufbold" gebräuchlich, scheint unmittelbar von dem traditionell gewordenen Namen Oldcastle abzustammen; sollte er aber bloß »lad of the castle« heißen und mit »Castilian« zusammenhängen, so ist ein »old lad of the castle« um so offenbarer auf Oldcastle gemünzt. Im einen wie im andern Fall jedoch kann das Wortspiel nicht zufällig sein, und das ist der Hauptpunkt, um den es sich handelt. — Den zuletzt aufgeführten Belegen hat Mr. J. O. Halliwell in seiner Abhandlung über Falstaff noch den weiteren beigefügt, daß Oldcastle in seiner Jugend — was Shallow in 2 Heinrich IV., Act 3, Sc. 2, von Falstaff aussagt — Page bei Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, war.

tem Namen eingeführt hätte, so müßte er den Ausdruck nicht bloß absichtlich angebracht haben, sondern in hämischer Absicht, um zu insinuiren, daß trotz der durch Rücksicht auf Zeitumstände gebotenen Namensänderung der historische Oldcastle gemeint sei — eine Bosheit gegen diesen, die ihm nur etwa ein Jesuitenriecher (in werbendem oder anklagendem Sinne) zutrauen mag. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn er die Figur zuerst unter dem altgewohnten Namen eingeführt und diesem ein naheliegendes Wortspiel gewidmet hat: dann war die Anspielung so unbefangen wie der Name selbst angebracht, und ihr Stehenbleiben bei der Aenderung des Namens erscheint als ein unschuldiges Uebersehen. Dies ist doch gewiß ein sicheres Merkmal, daß Shakspeare in der That ursprünglich — unbedacht und arglos — für den dicken Taugenichts den Namen des Märtyrers aus seiner Vorlage herübergenommen hat, wie er ja auch die Namen Ned und Gadshill aus ihr entlehnte.

Noch ein weiterer Beweis: Falstaff hat im ersten Stück angestoßen und im zweiten so sehr gefallen, daß er am Schluß desselben dem Publicum für das dritte Stück angekündigt werden konnte. Wenn er nun das erste Mal bloß deshalb mißfallen hätte, weil er Oldcastle schien, so wäre nicht zu begreifen, wie das Publicum sich so rasch mit ihm befreundete; denn der Schein war bei dem zweiten Mal derselbe, und hat, wie wir sahen, auch nachher noch lang genug fortgedauert. Sein Fehler ist somit offenbar der gewesen, daß er Oldcastle hieß.

Hiemit wäre die von Rowe überlieferte Sage, daß Falstaff bei der ersten Aufführung als Oldcastle einen gewissen Anstoß gegeben habe, zu Ehren gebracht; und durch dieses

Ergebniß dürfte vielleicht auch eine und die andere der übrigen Rowe'schen Ueberlieferungen bis zu einem gewissen Grade an Glaubwürdigkeit gewinnen.

Zur Bestätigung des Ergebnisses dient endlich die Art, wie der mißhandelte Name gegen einen andern vertauscht worden ist. Der Dichter war nämlich noch beherrscht von dem Eindrucke, daß es kein Phantasiename, sondern ein geschichtlicher Name von vermeintlich schlechtem Klang gewesen, unter welchem der dicke Kumpan des Prinzen bisher aufgetreten war, und als ihn nun der veränderte Klang zur Aenderung des Namens trieb, wählte er, an jener Eigenschaft festklebend, einen andern geschichtlichen Namen, der ihm zur Hand war und gleichfalls für seinen Bedarf schlecht genug zu klingen schien. Leider machte er dabei ein Unrecht durch ein zweites eben so großes gut und verging sich jetzt am Andenken Sir John Fastolf's, eines der tapfersten Krieger unter Heinrich V. und Heinrich VI., an welchem er schon in der Jugendarbeit Heinrich VI. himmelschreiend gesündigt hatte. Freilich hat er auch diesen Mißgriff in gutem Glauben begangen; aber für eine ungetrübte Wirkung der Falstaffsscenen wäre es dennoch wünschenswerth, nicht wissen zu müssen, daß unter der Maske des genialen Ungeziefers seit Jahrhunderten ein ruhmvoller Name besudelt wird*).

*) Wie die Wohlgesinnten unter Shakspeare's Zeitgenossen von der scenischen Mißhandlung Oldcastle's und dann Fastolf's dachten, das hat Niemand besser ausgesprochen als Thomas Fuller, der noch zu des Dichters Lebzeiten geboren war und um die Mitte des 17. Jahrhunderts schrieb. Dieser ehrenwerthe Mann sagt von dem Ersteren in seiner Church History of Britain: „Stage-poets have themselves been very bold with, and others very merry at, the memory of Sir John Oldcastle, whom they

So hat denn der Dichter, indem er sich das unsterbliche Verdienst erwarb, nationale Typen, die er zum Theil

---

have fancied a boon companion, a jovial royster, and a coward to boot. The best is, Sir John Falstaff hath relieved the memory of Sir John Oldcastle, and of late is substituted buffoon in his place.« In den Worthies of England aber sagt er von Sir John Fastolf, mit noch directerer Hinweisung auf Shakspeare: »The stage has been overbold with his memory, making him a Thrasonical puff and emblem of mock valour . . . True it is, Sir John Oldcastle did first bear the brunt of the one, being made the makesport in all plays for a coward . . . Now as I am glad that Sir John Oldcastle is put out, so I am sorry that Sir John Fastolfe is put in . . . Nor is our comedian excusable by some alteration of his name, writing him Sir John Falstafe (and making him the property and pleasure of King Henry V. to abuse), seeing the vicinity of sounds intrench on the memory of that worthy knight.« Shakspeare's Vertheidiger gegen diesen Vorwurf finden die Aehnlichkeit der beiden Namen zufällig. Das könnte nur dann etwa annehmbar sein, wenn der Dichter nicht schon anderwärts seine schlechte Meinung von Fastolf an den Tag gegeben und dadurch hinreichend gezeigt hätte, daß ihm dieser Charakter gerade recht war, die Stelle des geretteten Oldcastle auszufüllen. Wenn er den Namen absichtlich ein wenig verschoben hat, so that er es wohl darum, weil Fastolf, der kein sagenhafter Genosse der Jugendstreiche Heinrich's des V. gewesen und erst nach dessen Tode bei Patay „davongelaufen" war, nicht in voller Person eintreten konnte. Uebrigens heißt der Fastolf des ersten Theils von Heinrich VI. in der Folio durchweg Sir John Falstaffe. — Der Vorwurf hat mit dem Menschen Shakspeare wenig oder nichts zu schaffen: denn indem dieser den Ritter wiederholt als Memme brandmarken zu müssen glaubte, folgte er eben in der Beurtheilung von dessen Rückzug blindlings seinen Autoritäten Hall und Holinshed. Und doch bleibt es sein Unglück, daß er keine zuver-

schon in embryonischem Zustande vorfand, auf die höchste Stufe der Kunst zu erheben, gerade mit einer seiner Hauptgestalten im Aufschwingen den Boden gestreift, diesmal aber nicht um gleich jenem andern Riesen Unüberwindlichkeit daraus zu schöpfen. Dennoch darf man in den Worten „a displeasing play" sicherlich nichts weiter als eine schalkhafte Uebertreibung erblicken, die auf den wohlwollenden Widerspruch des Publicums berechnet war. Das Stück ist ja zu Ende gespielt worden, sagt uns der Epilog: es kann sonach nicht in allen Theilen und nach allen Seiten mißfallen haben. Auch rückte der Dichter ungehindert mit der Fortsetzung nach und konnte zugleich das dritte Stück als eine willkommene Neuigkeit ankündigen.

Der Ankündigung und der Natur der Sache gemäß müssen die ersten Aufführungen der drei Stücke ziemlich rasch nach einander stattgefunden haben. Das Stück, durch welches der Anstoß von „neulich" gut gemacht werden sollte, durfte nicht lang auf sich warten lassen, und wiederum, wenn dieser zweite Theil den auf ihn gesetzten Hoffnungen entsprochen hatte, so mußte das Eisen wo möglich fürder geschmiedet werden bis zur Glühhitze von Agincourt. Und daß auch dieses möglich war, dafür bürgen die lockenden Versprechungen des Epilogs, die doch wohl nicht Gefahr laufen sollten, vom Publicum während einer allzulangen Zwischenzeit vergessen zu werden.

Konnten aber die drei Stücke in jenem Sommer rasch hinter einander gegeben werden, so mußte die ganze Trilogie,

---

lässigeren Quellen hatte. Der poetischen Historik sind Gesetze auferlegt, die nicht ungestraft übertreten werden. Wohl hat die Dichtung ihre unveräußerlichen Rechte, aber die geschichtliche Wahrheit hat deren auch.

wenigstens in weit gediehenen Entwürfen oder vielmehr in den Hauptpartieen, schon vor dem Sommer fertig sein. Das wird auch ein Dramatiker, der keine Zeile *ausstreicht*, gelten lassen. So ist es denn hiemit erwiesen, daß der Globus mit dem hiezu passendsten Stücke, mit dem ersten Theil von Heinrich IV., eröffnet werden konnte, oder vielmehr, schärfer ausgedrückt, daß das Stück zur Zeit dieser Eröffnung in Bereitschaft war: und dieser Eine Nachweis genügt, um die Wahrscheinlichkeit, von der wir ausgegangen sind, auf einen Grad zu steigern, daß sie der Gewißheit nahe kommt*).

---

*) In Verbindung mit obiger Ausführung betrachte man die Stelle im Prolog (Chorus zu Act 1) von Heinrich V.:

But pardon, gentles all,
The flat unraised spirit that hath dar'd
On this unworthy scaffold to bring forth
So great an object: can this cockpit hold
The vasty fields of France? or may we cram
Within this wooden O the very casques,
That did affright the air at Agincourt?

Auf einem Theater, wo längst Heinrich VI. und Richard III. aufgeführt wären, hätten diese Worte etwas Müßiges gehabt. Ohnehin ist Blackfriars als älteres, erst zum Theater eingerichtetes Gebäude zweifelsohne viereckig gewesen, während der Globus bekanntlich ein Rundbau war; und die Commentatoren kommen daher in der Vermuthung überein, daß die erste Aufführung Heinrich's V. im Globus stattgefunden habe. Aber auch so erhält die Stelle eine noch viel passendere Bedeutung, wenn nicht bloß das Stück neu war, sondern das Theater ebenfalls. Sie würde dann besagen, man habe zwar das Mögliche gethan, der Schaulust des Publicums einen würdigen Raum zu eröffnen, aber die Großartigkeit des Gegenstandes mache alle Bemühungen zu nichte. So viel wird wenigstens behauptet werden dürfen, daß die Stelle nur auf einer frisch eröffneten Bühne ganz an ihrem Platze war: denn wenn schon eine

Die Trilogie, haben wir gesehen, war zur Zeit der Globuseröffnung fertig, in den Hauptpartieen jedenfalls. Darum können doch noch Aenderungen vorgenommen worden sein, besonders in den loser angelegten komischen Scenen. Ein Beispiel davon verräth unser Epilog. Derselbe verspricht, Sir John solle im nächsten Stücke noch einmal vorkommen, aber der Dichter hat nicht Wort gehalten. In gewissem Sinne freilich hat er es gethan: denn mit der betreffenden Scene, der Krone aller Falstaffsscenen, ist das Versprechen mehr als eingelöst, und dem heutigen Urtheil muß es als ein Meisterstreich der Kunst erscheinen, den dicken Ritter zu guter Letzt in einer epischen Schilderung vorzuführen, die sein persönliches Auftreten noch überbietet; allein seinem handgreiflicher angelegten Publicum konnte der Dichter mit den Worten „with Sir John in it" nicht zu sagen gemeint sein, daß Falstaff nur noch als Gesprächsstoff vorkommen solle, wie es doch in Heinrich V. geschieht. Er muß also beabsichtigt haben, ihn noch einmal auftreten zu lassen, wiewohl er über den Spielraum, den er ihm gestatten wollte, nach dem Wortlaut des Epilogs noch nicht ganz schlüssig gewesen zu scheint; und erst bei der letzten Durcharbeitung des Stückes entschloß er sich, die vielleicht schon bereit gehaltene Schüssel mit der fetten Kost nur verdeckt aufzutragen.

Kein Zweifel, daß die Herabstimmung des Tones, die im Kreise der Falstaffsbande nach und nach eintritt, auf Rechnung der ursprünglichen Anlage zu setzen ist. Es lag dem Dichter ferne, diese Förster Dianens über Staat und

---

Reihe Hauptschlachtenstücke über diese Bretter gegangen waren, so kam die Vergleichung der Bretter mit der Welt, die sie bedeuten, doch fast etwas zu spät.

Gesellschaft Meister werden oder auch nur auf gleicher unerschütterter Höhe des Humors verharren zu lassen. Dennoch wäre es erwünscht, zu wissen, was von dem Decrescendo schon der ersten Anlage und was den nachträglichen Aenderungen, von welchen wir ein Beispiel kennen gelernt haben, angehören mag.

Souverän humoristisch sind (außer der so eben genannten Scene in Heinrich V.) nur die Falstaffsscenen im ersten Theil Heinrich's IV., deren trunkene Anarchie jedes moralischen Bedenkens spottet. Der zweite Theil bekundet in den komischen Partieen eine gewisse Entmuthigung. Die innere Unmöglichkeit, auf so schwindelnd abschüssigem Steige des Humors fortzuschreiten, drückt sich im Sinken des Tones sprechend aus; aber die Katastrophe am Schluß ist hart moralisch. Wie sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch, dieselbe Tugend, die vorher mit dem Laster geschwärmt hat „unter dem Mond und dem Siebengestirn umher". Der geschichtlichen Tradition zufolge hat der Prinz, als er König wurde, seine bisherigen Spießgesellen einfach von sich entfernt: der Dichter thut ein Uebriges und läßt sie einsperren. Dies ist ein Uebermaß von Tugend, das selbst Samuel Johnson nicht verwinden konnte — gewiß ein musterhafter Mann.

Im Verhältniß zum ästhetischen Zusammenschrumpfen Falstaff's wachsen die gemeinkomischen Elemente, die, nachdem sie an ihm selbst schon hervorgetreten, ihn später in andern Figuren zu ersetzen und am Ende haltlos zusammenzubrechen bestimmt sind. Dabei findet im Auftreten seiner Umgebung, schwerlich bloß aus Zufall oder Laune, ein eigenthümlich rascher Personenwechsel statt. Im ersten Stücke lernen wir Poins, Peto, Bardolph und Gadshill kennen;

im zweiten verschwindet Gadshill und der wirksame Fähnrich Pistol wird eingeführt; im dritten fallen Poins und Peto aus und Corporal Nym tritt in die Lücke. In diesem dritten Stücke räumt der Dichter gewaltig mit dem Reste der Gesellschaft auf. Falstaff fährt hinter der Scene ab, nur durch die Leichenrede der Wirthin erbaulich und der Tage seines Glanzes würdig vergegenwärtigt, Bardolph und Nym werden im Hintergrunde gehängt, und Pistol, nachdem er gehört, daß seine Frau im Spital gestorben sei (der Dichter ist so vornehm, sich ihrer nicht mehr zu erinnern und sie mit Dortchen zu verwechseln), verläßt Frankreich mit dem löblichen Vorsatze, sich seinen Galgen in England zu suchen.

Diese Figuren sind Lieblinge des Publicums geworden, aber der Dichter fühlt, daß er sie in dem an Farbenpracht sich steigernden Gemälde, so berechtigt sie auch von Anfang an darin stehen, in voller Wirkung, dergleichen der wackere Fluellen hat, auf die Länge nicht halten kann; zumal noch für den König und sein Käthchen eine saftige Scene aufgespart ist, die keine Mitbewerbung duldet. Er schüttelt das Gelichter nach einander ab, wobei es einen grandiosen Eindruck macht, in einem heroischen Drama die ernsten Personen auf's heiterste überleben und die komischen mehr oder weniger traurig den Weg alles Fleisches gehen zu sehen. Er fühlt aber auch, daß er ihnen oder vielmehr sich selbst Genugthuung schuldig ist: darum belebt er ihre Schatten noch einmal und versetzt sie, vom großen historischen Schauplatz abgelöst, als absolute Gebilde der komischen Muse auf jenen verwandten Boden, auf welchem die Komödie der Lustigen Weiber spielt.

Wenn nun der Dichter in diesem vierten Stücke sich

von der gewaltigen Arbeit der Historien erholte, so ist dies der Natur seiner Muse ganz gemäß. Zugleich schuldete er den getäuschten Erwartungen in Betreff Falstaff's, die er durch den Epilog des zweiten Stücks erregt hatte, eine Entschädigung, und als perfecter Praktiker war er nicht der Mann, die Gunst des Publicums für diese Lieblingsfiguren erkalten zu lassen. Trat vollends — wenn die Sage ihr Recht behaupten soll — noch eine andere äußere Veranlassung hinzu, so fand ihn diese innerlich zum Entgegenkommen völlig vorbereitet. Und so greift denn Alles in einander: die inneren und äußeren Veranlassungen, die den Dichter treiben mußten, und dazu die Sage, daß die Königin es nicht habe erwarten können, den Falstaff noch einmal zu sehen.

Niemand wird zweifeln, daß die drei historischen Stücke den Sommer 1595 hindurch wiederholt unter einem Sturm von Beifall gegeben worden sind. Aus der Aufnahme, die sie gefunden, erklärt es sich, daß das dritte Stück im Herbst nach Newington verpflanzt wurde; und daß es allein dorthin kam, das wird sich ebenfalls erklären lassen. Heinrich V. ist gleichsam in dem Gepränge dieser Historien das Schlußfeuerwerk. Es war daher von der Truppe klug berechnet, ihn als patriotisches Hauptspectakelstück, mit angemessenem Zuschnitt, vor das vom Globusgeräusche miterregte Vorstadtpublicum zu bringen, das, während Globus und Blackfriars im Alleinbesitze der Gesammtheit dieser Zugstücke blieben, seine ausreichende Befriedigung im patriotischen Elemente und im Bramarbas Pistol fand.

Vollständig, so sahen wir, oder in weit vorgeschrittenen Entwürfen, die für die Aufführung vollends ausgearbeitet wurden, müssen die drei Stücke (vier mit Richard II.) in

der nächsten Vorzeit vor 1595 entstanden sein, in welchem Jahre noch die Weiber von Windsor hinzukamen. Ein staunenswerthes Denkmal dichterischer Thatkraft. Freilich stand der Dichter, als er über seine Nation ein solches Füllhorn voll Blüthen und Früchte ausgoß, im Wendepunkte seines dritten und vierten Jahrzehents: das Jahr der Eröffnung des Globus war sein einunddreißigstes Lebensjahr. Der Puls, der in der Tragik wie in der Komik dieser Dramen schlägt, entspricht vollkommen der genannten Lebensstufe.

Hier sind wir am Ziele der zunächst vorgesteckten Wegstrecke angekommen, die Datirung der besprochenen Dramengruppe ist festgestellt, und mit dem Einblick, den wir in die innere Werkstätte des Dichters thun durften, stimmen die äußeren Thatsachen überein. Nur in Einem Punkte, in der Frage von der Eröffnung des Globus durch den ersten Theil von Heinrich IV., muß die Ueberzeugung den Beweis ergänzen. Sollte diese Ueberzeugung begründet sein, so würde sich für die Geschichte des Dichters und seiner Hauptbühne der Schicksalszug ergeben, daß das Theater, das nach achtzehnjährigem Bestande durch ein historisches Stück Shakspeare's in Asche gelegt wurde, auch seine Einweihung, unter glänzenden und doch nicht ganz ungetrübten Auspicien, mit einem historischen Stücke Shakspeare's gefeiert hat.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

Haeusler.